

INDABA

Das SADOCC-Magazin für das Südliche Afrika

72/11

TANZANIA

Altkleider mit
neuem Wert

SÜDAFRIKA

Neville
Alexander

MOÇAMBIQUE

Aktion im Grande Hotel



SADDOCC

Das Dokumentations- und Kooperationszentrum Südliches Afrika in Wien setzt sich für eine solidarische Außen-, Wirtschafts- und Entwicklungspolitik gegenüber den Ländern des Südlichen Afrika ein.

SADDOCC:

- Dokumentation und Bibliothek in A-1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1 (Öffnungszeiten: Dienstag 13.30-17.30) Tel. 01/505 44 84 Fax 01/505 44 84-7 URL: <http://www.sadocc.at>
- das quartalsweise erscheinende Magazin INDABA
- monatliche Veranstaltungen „Forum Südliches Afrika“
- Stadtspaziergänge „Afrikanisches Wien“
- Projekt „Women in Need“ in Kapstadt

Interessierte Einzelpersonen und Institutionen können SADDOCC durch ihren Beitritt als unterstützende Mitglieder fördern. In der Mitgliedsgebühr von jährlich EUR 22,- (für Institutionen EUR 40,-) sind sämtliche Aussendungen und Einladungen enthalten. Das Abonnement von INDABA kostet EUR 13,-.

Abo- oder Mitgliedsbeitrags-Einzahlungen auf unser Konto bei der BA-CA, BLZ 20151, Konto 610 512 006; Spenden erbeten auf Konto: Postsparkasse, BLZ 60000, Kto-Nr. 93.009.960.

ACHTUNG - geänderte Postadresse: Wir haben unser Postfach aufgelassen – postalische Zusendungen bitte nur mehr an A-1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1!

... Leserbeitrag ...

zu INDABA 71/11:

„Artenschutz und ländliche Entwicklung“
von Robert Konrad

Danke für das neue Heft mit interessanten Artikeln. Endlich wird einmal Tierschutzfanatikern contra gegeben. Sehr gut!! Es kann ja nicht sein, daß die lieben Viecherln absoluten Vorrang vor den Menschen haben... Hungrige Kinder sollten doch gerade noch vor gehörlosen Ohreulen gehen, odrrr?? Aber hinter mancher Tierliebe versteckt sich nur Menschenhaß...

Harald Sitta (Johannesburg)

Österreichische Namibia-Gesellschaft

bemüht sich im Rahmen von SADDOCC um österreichische Solidarität mit dem 1990 unabhängig gewordenen Namibia.

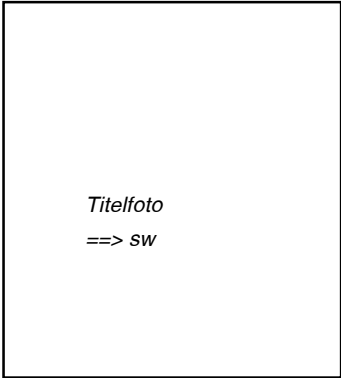
Aktuell:
**Fundraising für
Hausangestelltenprojekt in
Windhoek**
(Spenden erbeten auf Konto PSK,
BLZ 60000, Nr. 92.000.111)
**Unterstützung für San-Schule
nahe Tsumeb**
Informationsveranstaltungen

Interessierte sind zur Mitarbeit herzlich eingeladen.

Weitere Infos:

Tel.: (01) 505 44 84 oder
E-Mail: namibia@sadocc.at

	3
	Gebrauchtkleidung
	in Tanzania
	Ein innovatives Kulturprojekt verfolgte den Weg
	gespendeter Kleidungsstücke aus Österreich
	nach Singida – und wieder zurück
50 Jahre Uhuru	4
spektrum	8
	10
	Neville Alexander im Interview
	Gabriele Slezak sprach mit dem südafrikanischen
	Bildungsforscher über die Herausforderungen der
	Mehrsprachigkeit in den Schulen
Handys und sexuelle Gewalt im Kongo	14
Tourismuswerbung: Beispiel San	16
Armutsbekämpfung in Malawi	18
	20
	Hat's was gebracht?
	Grande Hotel, Beira
	Birgit Reiter und Volkmar Überacker haben sich
	für die Gesundheit der Bewohner/innen des
	ehemaligen Hotels engagiert
Nachruf: Irmir Maral-Hanak	27



Titelfoto
==> sw

Impressum: Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Dokumentations- und Kooperationszentrum Südliches Afrika (1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1). **e-mail:** office@sadocc.at. **URL:** <http://www.sadocc.at>. **Druck:** RemaPrint (1160 Wien). **Papier:** Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier. **Art Direction:** Sander Design (1060 Wien). **Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe:** Christoph Berthold, Andreas Burghofer, Ingeborg Grau, Ludger Kasumuni, Adalbert Krims, Gottfried Mernyi, Ray Ndlovu, Susanne Oberpeilsteiner, Birgit Reiter, Walter Sauer, Gabriele Slezak, Ingrid Thurner, Volkmar Überacker, Magdalena Waygand. **Fotos:** Christoph Berthold, Bernhard Bouzek, Andreas Burghofer, Institut für Afrikawissenschaften, Isabelle Mennig, Susan Rabinowitz, Birgit Reiter, SADOCC, Walter Sauer. **Redaktionsschluß dieser Ausgabe:** 10. Dezember 2011. **Konto:** BA-CA, BLZ 12000, Konto-Nr. 00610 512 006 oder PSK, BLZ 60000, Konto-Nr. 93.009.960. Dem **Beirat** von SADOCC gehören an: Reginald Austin, Harare/London; Peter Jankowitsch, Wien; Peter Katjavivi, Windhoek; Horst Kleinschmidt, Kapstadt; Shula Marks, London; Christian Mährdel, Wien.

Liebe Leserinnen und Leser!

Ungeplant, aber irgendwie doch, hat diese Ausgabe von INDABA einen besinnlichen, fast vorweihnachtlichen Charakter angenommen.

Dies aufgrund der Berichte über zwei private entwicklungspolitische Initiativen, denen wir in diesem Heft Raum geben und die zum Nachdenken anregen können. Der eine – über einen Versuch zur Verbesserung der Hygienestandards in einem Slumgebäude in Beira – stellt letztlich die Frage nach der Eigenverantwortung der Betroffenen, nach den Auswirkungen der vielbesprochenen „Geberabhängigkeit“ in Ländern wie Moçambique.

Indaba heißt Neuigkeit oder Gespräch

Der zweite – über eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem globalen Gebrauchtkleiderhandel – fordert am Beispiel von Tanzania das oft wenig reflektierte Spendenverhalten in den Ländern des Nordens heraus – auch das ein vorweihnachtliches Thema!

Daß Tanzania Anfang Dezember den 50. Jahrestag seiner Unabhängigkeit feierte – Anlaß für eine Party der Wiener tanzanischen Fan-Community in der Donaucity-Kirche in Wien-Kaisermühlen –, sollte nicht unerwähnt bleiben. Genauso, wie wir auf ein bevorstehendes Jubiläum besonderer Art hinweisen wollen: den hundertsten Gründungstag des African National Congress.

Am 12. Jänner 2012 werden wir in einer gemeinsamen Veranstaltung mit dem Dr. Bruno Kreisky-Forum und der Diplomatischen Akademie der Formierung der ersten afrikanischen politischen Partei bzw. Befreiungsbewegung gedenken und auch hier die Frage aufgreifen: Was hat es gebracht?

Als „Stargast“ und Referenten konnten wir Albie Sachs gewinnen, den ANC-Exilpolitiker, Schriftsteller und zuletzt Verfassungsrichter in Südafrika, dessen Reflexionen und Argumente – jenseits von Parteipolitik und Konflikten hinter den Kulissen – vielen in Europa (und Österreich) zum Verständnis der Entwicklungen im Südlichen Afrika verholten haben.

Manchen werden die Gespräche mit Albie in der frühen Zeit der Anti-Apartheid-Bewegung noch ebenso in Erinnerung sein wie 1988 die medizinische Hilfsaktion des Moçambique-Solidaritätskomitees nach der Explosion der Autobombe in Maputo, die er schwer verletzt überlebte.

Albies Vortrag, der sich mit den Erwartungen und bisherigen Ergebnissen der Transformation in Südafrika befassen wird (siehe S. 28), darf ohne Zweifel als ein Highlight unserer Tätigkeit im Jahr 2012 gewertet werden. Umso mehr hoffe ich, auch Sie dort begrüßen zu dürfen!



Justice Albie Sachs (2009)

Walter Sauer

Globaler Altkleiderhandel und Tanzania: Mehr Problem als Lösung?

Als interdisziplinäres Projekt an der Schnittstelle zwischen Kunst und Wissenschaft startete MitumBack 2008. Zwei Künstler/innen und ein Ethnologe gingen dabei der Frage nach, was mit gespendeten Altkleidern passiert, wie sie in vielen europäischen und nordamerikanischen Ländern in verschiedener Form gesammelt werden. Der unkonventionelle Ansatz des Projekts: Ware wird Spende wird Ware. Von Christof Berthold.

Gespendete Altkleider werden von bestimmten Organisationen gesammelt, sortiert und für den Export in verschiedene Teile dieser Welt vorbereitet. Nur ein kleiner Teil davon wird von den Organisationen verschenkt, das meiste wird verkauft, *business as usual* möchte man sagen – auch angesichts der Tatsache, daß der größte Teil des Gewinns aus dem Altkleiderhandel in den Betrieben in Europa bleibt.

In unserem Projekt sollte geklärt werden, welchen Weg so gespendete Kleidung zurücklegt. An ihrem „Endverbrauchsart“ wollten wir dann verschiedene Formen der Aufarbeitung des Themas Altkleiderhandel vorneh-



men. So führte uns die Reise nach Singida in Zentraltanzania, wo die Handelskette ihren vorläufigen Endpunkt

erreichte. In Tanzania wurden einige *second hand*-Kleidungsstücke ausgewählt, mit eigens entworfenen Logos versehen und wieder nach Europa zurückgebracht, um sie in Ausstellungen für Besucher/innen wieder interessant (und käuflich erwerbbar) zu machen.

Der Name des Projektes setzt sich zusammen aus „*mitumba*“, dem Swahiliwort für die Altkleiderballen, in welchen gespendete Kleidung in Tanzania ankommt und mit dem die *second hand*-Kleidung bezeichnet wird, und „*back*“, da die Kleidung wieder zurück nach Europa gebracht wurde.

Die Bedeutung des Altkleiderhandels ist ambivalent. So ist es einerseits klar, daß der Handel mit der Altkleidung, die verschiedenen Stationen der Kette, viele Arbeitsplätze bietet, Steuereinnahmen für die Empfängerstaaten bringt (bringen kann) sowie es den Menschen ermöglicht, sich Kleidungsstücke, die sonst zu teuer wären, zu leisten. Kritiker/innen führen an, daß die meisten Leute, die Kleidung als Spende in den Container



Altkleidermarkt in Singida: Stil und Qualität entscheidend

geben, nicht wissen, was damit passiert und eher der Meinung sind, daß sie wohltätigen Zwecken zugute komme. Gleichzeitig sorgt das starke Aufkommen des Altkleiderhandels aber dafür, daß in den afrikanischen Zieländern, etwa in Tanzania, sich kaum eine eigenständige Textilindustrie entwickeln könne und die rudimentär vorhandene Textilindustrie sich auf Nischen beschränken müsse. Tanzanische Schneider/innen könnten mit den Preisen nicht mithalten.

Ein Altkleiderhändler in Singida erläuterte uns die Situation folgendermaßen: „*Die Menschen hier müssen sich anstrengen, damit sie die Sa-*

chen, die ihr gespendet habt, bekommen. Sie müssen zunächst Geld verdienen, um die Kleider zu kaufen. Das ist nicht echte Hilfe. Mitumba hilft der Wirtschaft nicht. Ich kann nicht sehen, daß die Menschen ihre wirtschaftliche Lage dadurch verbessern können.“

In der Tat verbleibt ein Großteil des Gewinnes bei den Sammel-, Sortier- und Versandunternehmen des Nordens. In diesem Zusammenhang wird offensichtlich, daß „Nachhaltigkeit“ als Argument mit Vorsicht zu betrachten ist, weil Altkleiderhandel weder für einen Aufschwung der Volkswirtschaft in Tanzania noch zu einer Verbesserung der Lebensverhältnisse der Menschen führt, welche die Kleidung herstellen. Was allerdings nachhaltig gestärkt wird, sind Diskurse über „*Modernität made in Europa/USA*“, die durch (Alt-)Kleidung kommuniziert werden.

der Zusammenhang zwischen Textilindustrie und Altkleiderhandel ergibt sich in Tanzania daraus, daß es im Zuge der Wirtschaftskrise Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre zu einem Niedergang dieses Industriezweiges kam, weil einheimische Produkte dem Preisdruck der importierten Altkleider kaum standhalten konnten. Eine andere Lesart der Entwicklungen ist die, daß in dieser Zeit Bekleidung im allgemeinen knapp wurde und der Import von second hand-Ware diese Lücke füllte. Zwischen dem Niedergang der Textilindustrie und dem Aufkommen der mitumba-Importe bestünde somit kein kausaler Zusammenhang, sondern es wären die Strukturanpassungsprogramme verschiedener Geberinstitutionen und -länder für die Probleme des Industriezweiges verantwortlich gewesen.

Altkleider und lokales Gewerbe

Tanzania: Seit 50

Seit seiner Unabhängigkeit vor 50 Jahren kämpfen die Menschen im Festlandteil Tanzanias (dem früheren Tanganyika) gegen die Armut. Statistischen Angaben zufolge sind sowohl das Bruttosozialprodukt als auch das Prokopf-Einkommen in dieser Zeit merkbar gestiegen. Und dies, obwohl die Bevölkerungszahl von 9,4 Millionen Menschen im Jahr 1961 auf geschätzte 42 Millionen heute angewachsen ist (eine neue Volkszählung soll 2012 durchgeführt werden).

Transport und Telekommunikation sind einer der Sektoren, in denen die Entwicklung der tanzanischen Wirtschaft und Gesellschaft besonders sichtbar ist. Ebenso bei den öffentlichen Dienstleistungen. So ist die Anzahl der Menschen mit Zugang zu sauberem Trinkwasser in den ländlichen Regionen von 6% im Jahr 1961 auf 57,8% im vergangenen Jahr gestiegen; in den Städten liegen die jeweiligen Werte bei 25% bzw. 86%.

Auch die Entwicklung im Bildungsbereich kann sich sehen lassen. Die Zahl der Primärschulen hat sich von 3.238 auf 16.001 erhöht, und diese werden von mehr als acht Millionen Kindern frequentiert; 1961 hatte ihre Zahl nur 486.470 betragen. Angesichts einer Einschulungsrate von 95,4% der schulpflichtigen Kinder (7 bis 13 Jahre als) wurde Tanzania 2010 von den Vereinten Nationen ausgezeichnet. Bereits 1980 waren – nach Angaben der UNESCO – mehr als 90% der tanzanischen Bevölkerung alphabetisiert; 1961 waren noch 75% Analphabeten gewesen. Ebenso ist auch die Zahl der Kinder in den Secondary Schools erheblich gestiegen.

Mwalimu Julius Nyerere, der erste Präsident des unabhängigen Staates, würde sich über den Fortschritt der Hochschulbildung in Tanzania freuen. Seinerzeit gründete er die erste Universität in Dar es Salaam, heute gibt es 34 Universitäten, an denen fast 140.000 Student/inn/en eingeschrieben sind.

Auch das Verkehrswesen hat sich verbessert. Gab es zur Zeit der Unabhängigkeit nur 1.300 km asphaltierte Straßen, so sind dies heute 6.500 km. Die seinerzeit 2.300 km Eisenbahn haben sich heute praktisch verdoppelt. Die Anzahl der Handy-Besitzer beträgt 21 Millionen.

Jahren unabhängig

1961 gab es nur wenige Banken in ausländischem (britischem) Eigentum, vor allem *Standard Chartered* und *Barclays Bank*. Heute operieren in Tanzania 42 Banken, 150 Finanzfirmen und mehr als 5.000 Spargenossenschaften. Das Volumen der (zumeist ausländischen) Investitionen in die Volkswirtschaft hat sich nach Angaben des *Tanzania Investment Centre* in den letzten Jahren auf über drei Mrd US-\$ gesteigert.

Freilich – ob mit dieser eindrucksvollen Entwicklung auch ein Rückgang der Armut zu verzeichnen war, sei dahingestellt. Straßenpassanten, die ich in Dar es Salaam befragt, kritisierten einhellig die immer größere Kluft zwischen Wohlstand und Armut im Land.

Die Lebenshaltungskosten seien für viele Arme nicht mehr leistbar, klagte etwa eine Nahrungsmittelverkäuferin im Bezirk Tabata-Ugombolwa, Halima Yusuf, eine Mutter mit zwei Kindern. *„Ich verkaufe seit Jahren hier an der Bushaltestelle, aber es reicht gerade, um mit meiner Familie zu überleben.“*

Taxifahrer Ramadhan Neneje kritisierte Korruption als einen Faktor, der die Armen benachteilige. *„Die wirtschaftlichen und sozialen Rechte der Armen werden dadurch eingeschränkt, das Verantwortungsgefühl der Politiker ist sehr gering.“*

Auch Salum Machako, Vorsitzender des Vereins *Tunawajali*, machte die Korruption dafür verantwortlich, daß die Früchte des guten Wirtschaftswachstums kaum zu spüren seien. *„Alle die guten Versprechungen und politischen Erklärungen helfen nichts, weil sie nicht umgesetzt werden.“* Vor allem Jugendliche würden durch den anhaltenden Mangel an Arbeitsplätzen benachteiligt.

Offiziellen Statistiken zufolge gelten in den ländlichen Regionen des Landes 37 von 100 Menschen als arm – und das 50 Jahre nach der Unabhängigkeit!

Ludger Kasumuni
(The Citizen, Dar es Salaam)

Parallel dazu endete mit dem Rücktritt von Julius Nyerere 1985 die Zeit des *ujamaa*, des afrikanischen Sozialismus, worauf eine stärkere Orientierung hin zur freien Marktwirtschaft erfolgte. Hinzu kommt, daß ob dieser Marktöffnung Unternehmen vor allem aus Indien und China auf den tanzanischen Markt drängten. Diese bieten Bekleidung und Schuhe an, die sogar billiger sind als die gebrauchten (gespendeten) importierten Altkleider aus dem Norden.

Chinesische Billig-Konkurrenz

Diese Tatsache hat in den letzten Jahren für verschiedene Effekte gesorgt: Erstens erzählten uns Altkleiderhändler/innen in Singida, daß der Umsatz mit den Altkleidern seit Jahren zurückgehe. Als Beispiel führte einer der Händler an, daß auf der Hauptstraße neben dem Markt bis vor einigen Jahren fast jeder Laden ein mitumba-Laden gewesen wäre, heute sähe man nur noch wenige. Des weiteren sorgte aber die Qualität der chinesischen Produkte immer wieder für Unmut bei den Kund/inn/en. Die mitumba-Ware sei tendenziell, obwohl schon getragen, qualitativ besser, auch wenn die Qualität in den letzten Jahren abnehme. Wieder der erwähnte Händler: *„... als ich jung war, kaufte meine Mutter immer mitumba. Die Wirtschaft war nicht sehr gut, aber sie ging zum Markt und kam mit einem Paket voller Gewand, mitumba, zurück. (...) Aber wenn du jetzt mitumba kaufen willst, kannst du zwar billige Kleidung bekommen, aber schlechte Qualität. Entweder ist sie zerrissen oder schmutzig, da gibt's einige Probleme.“*

Viele der Kleinbetriebe, die mit der Produktion von Bekleidung zu tun haben (Stoffverkäufer/innen, Schneider/innen, Näher/innen), sind im Gebiet des Marktes angesiedelt. Mitumba selbst kann nicht direkt am Markt, son-

dern in den angrenzenden Straßen gefunden werden.

Um über historische Recherche hinauszugehen, wurden von uns auch sozioökonomische und soziokulturelle Faktoren erhoben und in die Umsetzung einbezogen. Dabei halfen uns mitumba-Händler/innen in Form von Interviews und „Führungen“ über den Markt. Das Ergebnis läßt sich wie folgt zusammenfassen:

Second hand-Kleidung aus Europa oder Nordamerika ist von Konsument/inn/enseite tendenziell positiv besetzt. Das hat etwas mit der besseren Qualität im Vergleich zu chinesischer Ware zu tun sowie mit der Konnotation von „modern“, „modisch“ oder „westlich“. Beispielsweise war ein beliebter Style unter Jugendlichen, die zu den Hauptkunden der von uns interviewten Händler zählten, HipHop – also weite Hosen, weite T-Shirts und Mützen (Wintermützen).

Wie uns ein Händler erzählte, ist es schwierig, gezielt bestimmte Ware zu kaufen. Es fahre einmal in der Woche nach Dar es Salaam zum Hafen, wo die Altkleiderballen per Schiff ankämen und er dann einen ganzen Ballen kaufe, ohne genau zu wissen, was überhaupt darinnen sei. Die Ballen seien zwar rudimentär gekennzeichnet nach Inhalt (Hosen, Jacken, T-Shirts o. ä.) und Qualität, aber oft sei mangelhafte Ware beigemischt, die nicht mehr zu verkaufen sei, oder eben Kleidungsstücke, die nicht als modisch erachtet und somit zum Ladenhüter würden.

Was in den Hintergrund tritt, ist die geographische Herkunft der Kleidung. Wichtig für die Konsument/inn/en ist, daß ein bestimmtes Kleidungsstück in einem bestimmten Stil zu Hause ist, oder, allgemeiner, ein „Modern sein“ zum Ausdruck bringt. Die Frage der Herkunft wird von Konsument/inn/en

seltener in Bezug auf die Geographie oder die Marke gestellt als bzgl. des Multiversums von Trends und Styles. Ein Indiz dafür ist auch, daß selbst die Händler oft nur grobeinschätzen konnten, woher das gespendete Gewand kommt. *„Er hat gesagt, er weiß nicht aus welchem Land. Wenn die Altkleider in Dar es Salaam ankommen, wissen sie nur, daß sie aus Europa sind, nicht aus Amerika.“*

Für viele der Menschen ist dieser Handel eine wichtige Möglichkeit, modische Kleidung zu erschwinglichen Preisen zu erwerben. Mitumba wird denn auch von (fast) allen Einkommensgruppen gekauft. So erfuhren wir auch, daß es einmal in der Woche Versteigerungen von qualitativ nicht sehr hochwertiger Ware für die Ärmsten gäbe. Wir besuchten allerdings keine solche Versteigerung, da sonst die Preise in die Höhe getrieben worden wären.

Es ging uns Projektinitiator/inn/en nicht so sehr darum „aufzudecken“, daß ein Großteil der gespendeten Altkleidung weiterverkauft wird, sondern viel mehr zu zeigen, daß sich erstens globale Zusammenhänge nicht nur durch Handelsketten, sondern auch in Diskursen, Konsumverhalten sowie Trends und Moden ausdrücken. Zweitens wurde gespendete second hand-Kleidung im Speziellen aber auch als Symbol für globale Strukturen, für das Agieren unterschiedlicher, nach kapitalistischem Zweckerationalismus handelnder Akteur/inn/en thematisiert. Drittens wurde diese Handlungsweise in einem weiteren Schritt persifliert.

Diese Persiflage wurde erreicht durch den symbolischen Re-Import der gespendeten, gesammelten, verschifften und schließlich am tanzanischen Markt erhältlichen Altkleider,

jedoch nicht ohne kleine Veränderungen an den ausgewählten Kleidungsstücken vorzunehmen: Die Kleidungsstücke, die zuvor im „Westen“ subjektiv entwertet – sprich: gespendet – worden waren, in Tanzania allerdings ca. 70% des Bekleidungssektors ausmachen, wurden mit einem neuen Label versehen, eine neue Marke wurde ins Leben gerufen: *mitumBack*.

Der Sinn dieses Schrittes war es, zuvor weggeworfene materielle Objekte, deren Wert einem sehr starken symbolischen Gehalt unterliegt, wieder mit Wert aufzuladen, um selbige dann zurück nach Europa zu bringen, dadurch die Handels- bzw. Wertschöpfungskette zu erweitern und die zuvor schon subjektiv entwerteten Kleidungsstücke durch eine

neue symbolische Aufladung wieder für die Leute interessant zu machen, die Richtung eines globalen Prozesses zu verändern. Es fand eine Transformation durch künstlerische Praxis statt: das Objekt, das Ding bleibt das gleiche, die diskursive Aufladung desselben verändert sich jedoch. Ware wird Spende wird Ware. Durch diese Rückführung aus Tanzania und die Kontextualisierung des Altkleiderhandels zusammen mit den Objekten der Ausstellung sollten auch stereotype Bilder und Klischees zu/über Afrika überwunden werden. Das Projekt bewegte sich nicht einfach zwischen verschiedenen geographischen Orten, sondern auch zwischen den verschiedenen Kontexten, in denen sich der Altkleiderhandel bewegt.

Unser Logo – *mitumBack* – wurde auf die second hand-Kleidung genäht, um so neue „Markenware“ entstehen zu lassen – Markenfetischismus einmal anders herum. Unsere Vorgehensweise in diesem Punkt war angelehnt an die Praxis großer Produ-

Gezielte Persiflage

zenten von Markenartikeln, die einen Großteil ihrer Mittel darauf verwenden, Bedeutung in und um ein bestimmtes Markenprodukt zu konstruieren. Bestimmte Produkte werden regelrecht mit Lebenswelten umgeben, in welche die Konsument/inn/en eintauchen sollen (dürfen/wollen). Oft sind die materiellen Produkte selbst nur mehr Träger von Bedeutungen; im Falle von Bekleidung tritt diese Dimension besonders deutlich hervor.

Das Logo selbst hatten wir schon in Wien entworfen, angefertigt wurde es in Singida von zwei Näherinnen, deren „Zwei-Frau-Betrieb“ am Markt angesiedelt war. Hier war es uns ein wesentliches Anliegen, einen fairen Preis zu zahlen, d.h. nicht zu versuchen, den Preis mit allen Mitteln zu drücken, sowie eine faire Bezahlung der Arbeitszeit und des Materials zu leisten – also einfach die Frage zu stellen, welche Bezahlung erwartet wurde. Es ging in diesem Schritt vor allem darum, ein Gegenbeispiel zur Praxis vieler internationaler Bekleidungskonzerne zu liefern, also nicht einfach in die Exportproduktionszone abzuwandern, die am billigsten produzieren kann (ergo: die größte Gewinnspanne ermöglicht) und mit niedrigsten Löhnen, keiner gewerkschaftlichen Organisation, Arbeitszeiten von bis zu 16 Stunden am Tag verbunden ist. Ein weiteres Anliegen war es auch, die Produzentinnen (in unserem Fall die beiden Näherinnen) nicht anonym aus der Wahrnehmung der Konsument/inn/en auszuklammern, sondern den Prozeß der Entstehung von mitumback mit den daran beteiligten Menschen und Prozessen explizit zu machen. Ein Teil dieses Sichtbarmachens bestand auch darin, den Prozeß der Produktion der Logos filmisch zu dokumentieren.

Nach sechswöchigem Aufenthalt in Tanzania hatten wir die ausgewähl-

ten Kleidungsstücke, die Logos, einen Film, Interviews und Fotos und machten uns auf die Heimreise, um die Ausstellungen vorzubereiten.

Der letzte Teil des Projektes legte den Fokus wieder nach Europa. Die erste Ausstellung fand im Dezember 2008 in Salzburg statt, weitere Ausstellungen, Vorträge in Wien, München, Berlin und Nantes folgten ebenso wie Artikel in *Standard* oder *Presse*. Im Allgemeinen gab es bis zum heutigen Tag ein hohes Medieninteresse zum Projekt – eine Tatsache, die wohl die Relevanz und das Interesse der Menschen, sich mit globalen Themen kritisch auseinanderzusetzen, widerspiegelt.

Die Ausstellungen waren so konzipiert, daß die zurückgeholte, seinerzeit gespendete second hand-Kleidung mit aufgenähten Logos und zusammen mit Fotos, Zeichnungen und Film an Orten präsentiert wurden, die üblicherweise nicht für Kunst genutzt werden, in unserem Fall leerstehende Geschäftslokale. Das hatte den Sinn, daß wir uns von üblichen Assoziationen von Kunst und Afrika lösen wollten. Es handelt sich um Objekte, die erst durch die Aktion zum Kunstgegenstand werden, aber die Bilder und/oder Assoziationen, die in europäischen Köpfen entstehen, sind andere, neue Objekte aus verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen werden Kunst, werden zu Trägern unterschiedlicher (Afrika-) Diskurse.

Es wurde der Rezeption die Freiheit geboten, auf mehreren Ebenen zu passieren – sei es durch die ausgestellten Kleidungsstücke, Videos, Fotos und Bilder oder durch Texte und Bücher rund um das Thema. Des Weiteren war auch immer mindestens eine Person aus dem Team anwesend, um mit den Besucher/inn/en Erfahrungen,

Meinungen oder Beobachtungen auszutauschen. Diese Art der Aufarbeitung und Präsentation sollte im Gegensatz stehen zu anderen bzw. populärer(en) Künstler/innen, die in der Darstellung von Afrikathemen eine exotisierende, mystifizierende und/oder kli-



Näherinnen: Neues Logo, neue Bedeutung

scheehafte Repräsentationsweise wählen.

Rückblickend kann gesagt werden, daß das Projekt die Möglichkeit bot, sich mit dem Thema Globalisierung auf vielfältige Weise auseinanderzusetzen. Wir konnten Konsequenzen des Handelns von Produzent/innen und Konsument/innen in verschiedenen Teilen dieser Welt, aber auch von Diskursen, Klischees, (medial vermittelten) Bildern u. v. m. erkennen. Dadurch wurde der Begriff Globalisierung vielleicht nicht weniger komplex, dafür wurde er aber (wieder) näher zu den Menschen geholt.

Mag. Christof Berthold ist Kultur- und Sozialanthropologe und dissertiert über globale Fragestellungen, mit Fokus auf der Produktion von Bedeutungen sowie lokalen Auswirkungen globaler Prozesse. Weitere Initiator/inn/en des Projekts waren die bildende Künstlerin Cölestine Engels und der Medienkünstler und Philosoph Markus Hafner. Mehr Info: www.mitumback.net.

... spektrum ...

ANC suspendiert Malema. Nach langer Verzögerung (INDABA 71/11) konnte sich das Disziplinargericht des regierenden *African National Congress (ANC)* am 10. November endlich auf einen Urteilsspruch einigen. Wie der Vorsitzende des Gremiums, Vizeminister Derek Hanekom, bekanntgab, wurde der Vorsitzende der *ANC Youth League*, Julius Malema, für fünf Jahre aus der Partei ausgeschlossen und muß seine Position räumen. Auch der Pressesprecher der Organisation, Shivambu, sowie vier andere Spitzenfunktionäre wurden befristet suspendiert. Malema legte Berufung gegen das Urteil ein, kündigte aber gleichzeitig seinen Rückzug aus der Politik an; er würde sich in Hinkunft auf seine wirtschaftlichen Projekte konzentrieren, die im übrigen Gegenstand von gerichtlichen Untersuchungen sind.

Das Parteigericht begründete seine Entscheidung damit, Malema hätte die Führung des ANC unterminiert und durch seine Kritik an Präsident Jacob Zuma und anderen Spitzenfunktionären die Einheit der Partei geschädigt. Zahlreiche seiner Statements, etwa die Beschimpfung der Regierung von Botswana als „imperialistisch“, stünden in Gegensatz zu den Positionen des ANC. Vom Vorwurf der Haßrede und des Rassismus wurde Malema allerdings entlastet – diese sind Gegenstand eines eigenen gerichtlichen Verfahrens. Shivambu wurde der Bedrohung eines Journalisten und der Verunglimpfung des ANC für schuldig befunden.

Wie Hanekom nach Veröffentlichung des Urteilsspruchs betonte, wäre das Disziplinarverfahren ordnungsgemäß und fair verlaufen. Disziplin sei in einer Partei wie dem ANC „nicht verhandelbar“. Das Gremium

hätte sich dem Argument einer politischen Unabhängigkeit der Jugendliga vom ANC, wie es im Verlauf der Hearings etwa von Winnie Madikizela-Mandela vorgebracht worden sei, nicht angeschlossen. Hanekom wies auch Vorwürfe zurück, es hätte durch das Verfahren eine Fraktion der Regierungspartei politisch zum Schweigen gebracht werden sollen.

Malemas Anhänger in der *Youth League* vertraten jedoch genau diesen Standpunkt und kündigten an, die Wiederkandidatur Zumas beim nächsten Parteitag mit allen Mitteln bekämpfen zu wollen. Es wird sogar angenommen, daß der Konflikt zwischen der Parteilinken und den neureichen Populisten (als deren Vertreter Malema gilt) die Jubiläumsfestlichkeiten zum hundertsten Gründungstag des ANC im Jänner 2012 überschatten wird.

Civil Society für Klimaschutz.

Während die 17. UN-Klimakonferenz (28. November bis 10. Dezember) verhandelte – der erzielte Kompromiß konnte im übrigen nur durch die Unterstützung Brasiliens und Südafrikas erzielt werden –, demonstrierten Nichtregierungsorganisationen und Umweltaktivisten mehrfach vor dem Konferenzzentrum in Durban.

„Wir wollen Klima-Gerechtigkeit und keine Klima-Apartheid“, sagte eine Sprecherin der NGO-Koalition, welche die Proteste veranstaltete. Es müsse klar gemacht werden, daß bei der Konferenz ernsthafte Entscheidungen zum Klimawandel getroffen werden müßten. Zu den Protestmärschen in Durban hatten Umweltorganisationen, soziale, politische und landwirtschaftliche Bewegungen sowie Gewerkschaften aus Südafrika selbst wie auch international aufgerufen. Zahlreiche Sicherheitskräfte waren im Einsatz, vereinzelt kam es auch zu Zwischenfällen unter den Demonstranten.

Eisenbahnen im Südlichen Afrika. Nachdem – unter dem Einfluß der Weltbank – jahrelang nur auf Straßen-transport gesetzt worden war, scheint sich nun das Pendel wieder verstärkt in Richtung Eisenbahn zu verschieben – vor allem in Hinblick auf den von der SADC angepeilten gemeinsamen Markt. Kriegsbeschädigte Bahnstrecken in Angola und Moçambique werden unter Einsatz von Millionen US-Dollars rehabilitiert, Südafrika hat eine Verdreifachung seiner Investitionen in die Bahn angekündigt, um Engpässe beim Export von Rohstoffen zu vermeiden; so soll beispielsweise Swaziland mit dem südafrikanischen Netz verbunden werden. „Die Bahn ist ein wesentlich billigeres und effizienteres Transportmittel für großvolumige und schwere Güter, die über lange Distanzen hinweg befördert werden müssen“, erklärte dazu der zuständige Minister, Malusi Gigaba.

In den benachbarten Ländern sollen die meist einseitig auf den Transport von Mineralien zur Küste ausgerichteten Linien stärker untereinander vernetzt werden. Dies sieht ein regionales Transportkonzept der *Southern African Development Community (SADC)* vor. Eine neue Transkalahari-Strecke (errichtet von chinesischen Firmen) soll Namibia mit dem Netz um Johannesburg verbinden. Botswana will eine neue Bahn durch Zimbabwe an den Indischen Ozean bauen.

Abgesehen von der erforderlichen Infrastruktur ist nach wie vor das ineffiziente Zollabfertigungssystem ein großes Problem. Züge müssen oft tagelang an der Grenze warten, bis die Grenzformalitäten erledigt sind. Die Verkürzung dieser Wartezeit – geplant ist eine Stunde (!) – wäre für die Volkswirtschaften der Region eine große Erleichterung. Für einen Binnenstaat wie Malawi zum Beispiel machten die Transportkosten unglaubliche 55%

des Verkaufserlöses aus, schätzt der Chef der *Southern African Railway Association*, Bernard Dzawanda.

Neue Kontroversen ergeben sich allerdings hinsichtlich der Spurweiten: Während in der Region traditionell die sog. Kap-Spurweite mit 1.067 mm üblich ist, will Südafrika seine neuen Linien jetzt mit 1,435 mm errichten.

Sieg für San in Botswana. Der jahrelange Rechtsstreit über die Nutzung eines Wasserlochs in der *Central Kalahari Game Reserve* (INDABA 67/10) scheint nun endlich beigelegt. Zwar hatten die San, die seinerzeit aus dem Gebiet abgesiedelt worden waren, das Recht auf Rückkehr schon vor fünf Jahren errungen, doch war die zum Überleben notwendige *Mothomelo*-Quelle vom zuständigen Gericht nicht geöffnet worden. Erst die Berufung an den Obersten Gerichtshof brachte Anfang 2011 den Erfolg. In der Zwischenzeit wurde das Wasserloch neu gebohrt und mit einer sonnenenergiegetriebenen Pumpe versehen.

Die Diamantenfirma *De Beers* will angeblich ihre Option über das möglicherweise diamantenhaltige Gebiet verkaufen und den zurückgekehrten Bewohnern der Halbwüste drei weitere Wasserstellen überlassen.

Neue Botschafterin Angolas in Österreich. Maria de Jesus Dos Reis Ferreira, die neue angolische Botschafterin in Österreich, Kroatien und Slowenien, überreichte am 9. November 2011 in der Hofburg ihr Beglaubigungsschreiben an Bundespräsident Heinz Fischer. Botschafterin Ferreira war zuletzt Generalkonsulin in Porto bzw. Direktorin für Afrika und den Fernen Osten im Außenministerium in Luanda. Sie hat als Juristin an der Katholischen Universität in Porto graduiert.

ZANU-Parteikonferenz in Bulawayo

Bei der ZANU PF-Konferenz in Bulawayo am 10. und 11. Dezember stellte Robert Mugabe wieder seine Führungsrolle heraus. Aber die Unsicherheit wächst, wer dem 87-Jährigen als Parteivorsitzender folgen soll.

Sollte es 2012 (März?) Präsidentschaftswahlen geben, wird Robert Mugabe neuerlich der Spitzenkandidat sein. Ob er angesichts seiner angeschlagenen Gesundheit – laut *WikiLeaks* soll Mugabe an Prostatakrebs leiden – allerdings eine fünfjährige Amtszeit abschließen würde können, ist zunehmend Gegenstand von Spekulationen. Und seine Nominierung durch alle Provinzorganisationen ist keineswegs mehr ein Zeichen von Einigkeit in der Partei. Vielmehr haben der stärker werdende Druck von Seiten Südafrikas und der SADC, die Vereinbarungen des *Global Political Agreement* betreffend eine neue Verfassung vor etwaigen Parlamentswahlen zu erfüllen (INDABA 71/11), sowie wachsende Anzeichen einer gesundheitsbedingten Amtsunfähigkeit Mugabes die Fraktionskämpfe innerhalb der Partei noch verstärkt (wie er selbst in seiner Rede zugab).

Laut Verfassung würde Vizepräsidentin Joyce Mujuru im Fall des Todes oder der Amtsunfähigkeit Mugabes die Amtsgeschäfte übernehmen und Neuwahlen innerhalb von 90 Tagen ausrufen. Angesichts der erbitterten Gegnerschaft von Seiten des Verteidigungsministers, Emmerson Mnangagwa, scheint es allerdings ungewiß, ob ihr die Nominierung zur Spitzenkandidatin gelingen würde. Immerhin wird Mnangagwa von zahlreichen einflußreichen Hardlinern in der Partei unterstützt (die schon 2004 die Berufung Mujurus zur Vizepräsidentin abgelehnt hatten) und gilt als Favorit Mugabes für den Posten des Präsidenten.

Im Gegensatz dazu haben sich Mujuru und ihre Anhänger in den letzten Monaten moderat gegeben. Mujuru selbst hat mehrfach öffentlich Aufklärung über den plötzlichen Verbrennungstod ihres Ehegatten, des ehemaligen Armeechefs Solomon Mujuru, gefordert. Und seitdem *WikiLeaks* enthüllte, daß einige ihre Unterstützer insgeheim mit Vertretern der Vereinigten Staaten konferierten, gilt ihre Fraktion ohnehin vielen als „Verräter“.

Offiziell stand bei der Konferenz in Bulawayo das neue „Indigenisierungsprogramm“ von *Youth Development, Indigenisation and Empowerment Minister* Saviour Kasukuwere im Vordergrund. Durch sog. Volksaktien sollen demnach *Zimplats*, die Tochterfirma des südafrikanischen Mineralienkonzerns *Implats*, und die zu *Anglo-American* gehörende *Unki Mine* in zimbabwe'schen Besitz übergehen.

Ray Ndllovu (red. bearb.)

Mehrsprachigkeit in der Bildung

Eine südafrikanische Perspektive zu Sprache und Macht

Der südafrikanische Linguist Neville Alexander ist ehemaliger Widerstandskämpfer und engagiert sich bis heute für eine inklusive Schulsprachpolitik der Post-Apartheid-Ära (INDABA 52/06). 1992 gründete er das Project for the Study of Alternative Education in South Africa (PRAESA), eine Einrichtung für angewandte Mehrsprachigkeitsforschung im Bildungssektor an der University of Cape Town. Anfang Oktober war er auf Einladung des Instituts für Sprachwissenschaft in Wien und traf sich zu einem Interview mit Gabriele Slezak.

Sie sind seit vielen Jahren in der Schulsprachpolitik in Südafrika als Experte tätig, zugleich aber mit ACALAN panafrikanisch engagiert. Wie beschreiben Sie die aktuelle Sprachpolitik in Südafrika? Welche Entwicklungen hat es seit der neuen Verfassung gegeben, welche Chancen bietet sie, etwa im Vergleich zu Österreich, wo die Verfassung sprachrechtlich sehr veraltet ist?

public language wird aber sukzessive abgebaut, es besteht sogar eine ganz bestimmte Anti-Afrikaans-Politik, die zwar nicht unbedingt explizit, aber unterschwellig von der Regierung gesteuert wird. Die Entwicklung der einheimischen afrikanischen Sprachen, die ja in der Verfassung verankert ist, ist steckengeblieben. Ab und zu passiert etwas Positives, beispielsweise wurde 1995 der *Pan South African Language Board* (PANSALB) eingerichtet, ein südafrikanischer Sprachenrat, der ursprünglich die Aufgabe hatte, die Sprachpolitik Südafrikas zu evaluieren und zu fördern, in der Realität aber nicht genügend Geldmittel dafür bekommt. Es gibt viele Punkte, warum ich dem südafrikanischen Sprachenrat gegenüber sehr kritisch eingestellt bin, mein wichtigster Kritikpunkt betrifft seine strukturelle Konzeption. Die meisten Mitglieder sind nicht kompetent und können deswegen diese sehr spezialisierte Arbeit nicht adäquat verrichten. Der Rat ist ein Instrument, das in sich nicht stark genug ist, um seine Funktion auszuüben. Aus diesem Grunde werden die afrikanischen Sprachen nach wie vor

nicht gefördert. Zwar bestehen im Sprachenrat elf lexikographische Einheiten, die monolinguale, umfassende Wörterbücher produzieren und veröffentlichten sollen, bisher sind aber davon erst zwei erschienen, und zwar für isiZulu und isiXhosa. Die wurden aber genau genommen schon zu Apartheid-Zeiten angefangen. In Einzelfällen hat PANSALB auch interveniert, z.B. bei rechtlichen Fragen zu Mißbrauch von Sprachen oder wenn Sprachen nicht als offizielle Sprachen respektiert wurden. Diese wichtigen Eingriffe sind aber eher Ausnahmen. Mittlerweile wird sogar davon gesprochen, daß der Rat aufgelöst werden soll – was natürlich ganz schrecklich wäre.

Welche Erfahrungen hat Südafrika mit der verfassungsrechtlich verankerten Gleichstellung der elf Nationalsprachen gemacht?

Die große Mehrheit der südafrikanischen Bevölkerung – wie auch in anderen afrikanischen Ländern – glaubt nicht daran, daß die afrikanischen Sprachen einmal tatsächlich „Sprachen der Macht“ werden könnten. Sie hat diese Ideologie der Dominanz verinnerlicht, die Hegemonie der europäischen Sprachen ist in allen Alltags-



Neville Alexander und Gabriele Slezak

Seit 1994 haben wir elf offizielle Sprachen, aber in der Realität ist Englisch unsere Hauptsprache. Afrikaans spielt im gesellschaftlichen Zusammenleben zwar nach wie vor eine wichtige Rolle, seine Bedeutung als sog.

wegen diese sehr spezialisierte Arbeit nicht adäquat verrichten. Der Rat ist ein Instrument, das in sich nicht stark genug ist, um seine Funktion auszuüben. Aus diesem Grunde werden die afrikanischen Sprachen nach wie vor

bereichen zu spüren – vor allem in der Mittelklasse, die jedenfalls will, daß ihre Kinder in Englisch unterrichtet werden. Bei einigen führt das dazu, daß sie auch zu Hause Englisch sprechen und damit eine Verschiebung von der Muttersprache ins Englische stattfindet. Die Politik des Verlagswesens ist in diesem Zusammenhang eine nicht zu unterschätzende Kraft, die die Bedeutung der afrikanischen Sprachen unterminiert. Es werden außer Schulbüchern keine Texte, keine Bücher in afrikanischen Sprachen veröffentlicht, weil es angeblich keinen Markt dafür gibt. Das aktuelle Schulsystem fördert die Dominanz von Englisch zusätzlich, da der Unterricht – wenn überhaupt – nur in den ersten drei Jahren des Primarschulunterrichts in afrikanischen Sprachen erfolgt. Danach ist vorgesehen, daß die meisten Kinder zu Englisch als Unterrichtssprache übergehen. Nicht weil sie das müßten, sondern weil die Eltern das wollen und die Regierung nicht dafür sorgt, daß die afrikanischen Sprachen auch nach der dritten Klasse als Unterrichtssprache genutzt werden können.

Was bedeutet das für die Arbeit von Einrichtungen wie PRAESA?

Einerseits ist Bewußtseinsarbeit notwendig, um darauf aufmerksam zu machen, daß es wichtig wäre, daß die Kinder in der Muttersprache unterrichtet werden. und daß sie dadurch auch eine Basis bekommen, die sie für das Erlernen des Englischen brauchen. Kampagnen wären nötig, wenn man die ideologische Sperre in den Köpfen der Leute beseitigen möchte. Es gäbe also verschiedene Strategien, welche die Regierung, aber auch der Privatssektor gegen die sprachliche Hegemonie initiieren könnten, wenn sie das wollten. In Realität wird diese Arbeit nur von wenigen Nichtregierungsorga-

nisationen wie PRAESA erbracht. Um einen Umdenkprozeß auszulösen, müßte man durch Forschungsprojekte gezielt demonstrieren, daß die afrikanischen Sprachen tatsächlich „Sprachen der Macht“ werden können, daß sie beispielsweise für die Wirtschaft



Neville Alexander bei seinem Vortrag an der Universität Wien

wichtig sind und daß sie, was Effizienz und Produktivität betrifft, durch die Verwendung einer mehrsprachigen Kombination am Arbeitsplatz noch viel wichtiger werden könnten. Es gibt nach wie vor sehr viele Kräfte, die für die Hegemonie des Englischen in Südafrika arbeiten und gegen die Entwicklung der afrikanischen Sprachen.

Aber ist das nicht eine sehr ähnliche Situation wie in anderen afrikanischen Ländern?

Südafrika ist überhaupt keine Ausnahme, im Gegenteil. Aber die Einrichtung von ACALAN stellt meines Erachtens einen ganz wichtigen Einschnitt dar: Jetzt gibt es eine offizielle Organisation für Sprachplanung und Sprachpolitik, welche die Autorität der Afrikanischen Union hat, Empfehlungen zu machen und diese zum Teil auch in die Praxis umzusetzen. Jedoch hat ACALAN selbst nur wenig

Geld zur Verfügung und ist sehr von ausländischen Mitteln abhängig. Aber trotzdem glaube ich, daß ACALAN schon sehr viel getan hat und noch mehr tun kann. Ich möchte das sogar ein bißchen machiavellistisch sagen: Die Tatsache, daß wir jetzt ACALAN haben, hat auf Südafrika einen positiven Einfluß. Wir können jetzt zumindest behaupten, daß von ACALAN aus im übrigen Afrika gezielt Initiativen unternommen werden, und das hört sich bei Regierungsleuten in Südafrika natürlich als etwas sehr Wichtiges an. Schon alleine deswegen, weil wir nicht hinter dem übrigen Afrika marschieren dürfen, und das haben wir für unsere Arbeit gut ausnützen können. Wir haben in bestimmten Provinzen, in Western Cape, in Free State und jetzt auch in Eastern Cape, Pilotprojekte zum muttersprachlich basierten bilingualen Unterricht begonnen und in die Praxis umgesetzt. Natürlich gibt es seitens der Regierung Widerstand, vor allem in der Western Cape Province, weil das keine ANC-Regierung ist, sondern die Democratic Alliance, eine konservative Partei, aber auch die ANC-Regierungen in den anderen Provinzen sehen unsere Arbeit nicht gerne, weil sie nicht wirklich an das Konzept von muttersprachlichem Unterricht glauben. Das hat sehr viel mit der Klassenfrage zu tun.

Was sind die direkten Auswirkungen dieser Sprachpolitik auf die unterschiedlichen Bildungsebenen?

Im Grunde existieren zwei parallele Bildungssysteme, sozusagen zwei Ebenen. Erstens eine stärker privatisierte Ebene, also private Schulen und sogenannte ehemalige Model C Schools, halb privatisierte Schulen, wo enorm hohe Gebühren bezahlt werden müssen, obwohl sie vom Staat auch noch subventioniert werden. Das

ist ein System für die Reichen ungeachtet der Hautfarbe – die spielt keine Rolle mehr –, also im Grunde ein System für die Mittelklasse und die oberen 10.000 sozusagen. Diese Kinder bekommen in Südafrika eine ausgezeichnete Ausbildung, aber das sind nicht einmal 4% aller Kinder im Land. Die übrigen 96% sind zweitens in einem inferioreren öffentlichen Bildungssystem, wo äußerst schwierige Bedingungen herrschen: Die Kinder fallen massenweise durch, mehr als 40% beenden nicht einmal die Primarschule, pro Jahrgang bleiben nach zwölf Jahren Schulerziehung nicht einmal 50% übrig. Und von denen kann auch nur etwa ein Drittel auf die Uni, die meisten von ihnen haben aber nicht genug Geld dafür. Von denen, die tatsächlich auf die Uni gehen, fallen die meisten schon am Ende des 2. Studienjahrs raus. Das ist also eine wirklich tragische Situation, und es ist ein sehr verschwenderisches System. Man muß der Regierung zugestehen, daß sie versucht, das System zu verändern und zu verbessern. Aber weil sie in dem neoliberalen Paradigma mit Kürzungen im Bildungsbereich steckengeblieben ist, ist nicht genügend Geld da, und man bleibt bei der Haltung, daß Englisch die einzig wichtige Sprache sei, man möchte gar nicht mit den afrikanischen Sprachen experimentieren. Die Lehrer/innen werden nicht in diesen Sprachen ausgebildet, und der Status der afrikanischen Sprachen, aber auch des Lehrerberufs, ist so niedrig, daß die meisten jungen Leute nicht in das Bildungswesen gehen wollen. Heute versucht man durch Stipendien und zum Teil auch durch höhere Löhne, junge Leute für dieses Berufsbild anzusprechen. Aber das zeigt nur bei wenigen Wirkung. Wir importieren tatsächlich Lehrkräfte, was für Südafrika unsinnig ist, aus Australien, USA, Kanada, England und so-

gar aus den Niederlanden. Das hätte nicht passieren dürfen.

Die monolingual geprägte Lehrer/innenfortbildung spielt also eine entscheidende Rolle?

Aufgrund der Tatsache, daß die Lehrkräfte nicht in den afrikanischen Sprachen und nur auf Englisch ausgebildet werden, beherrschen sie die Terminologie und den Diskurs nicht. Vor allem, weil diese Sprachen noch nicht terminologisch standardisiert worden sind, ist es wichtig, daß die Lehrkräfte auch in den afrikanischen Sprachen unterrichtet und ausgebildet werden, was aber nicht passiert. Die meisten sagen, daß sie, obwohl sie Englisch nicht sehr gut beherrschen, lieber in Englisch unterrichten wollen statt in ihren eigenen Sprachen. Aber wie gesagt, weil sie Englisch eben nicht gut können, leidet die Qualität des Unterrichts. In verschiedenen Forschungsprojekten haben wir auch mit Fortbildungskursen für Lehrer/innen experimentiert, da konnten wir zeigen, daß der Unterricht in afrikanischen Sprachen nicht nur möglich, sondern viel besser ist. Die Lehrer/innen fühlen sich sicherer, sie verstehen die Kinder besser, und die Tests fallen viel besser aus. Aber sobald man sich an die Bürokratie wendet, treten allerhand Probleme und Hindernisse auf, dann wird es zu einem Problem des politischen Willens. Dazu braucht es eine Regierung, die sich dazu verpflichtet fühlt, die sogenannte Afrikanische Renaissance zu fördern, und das ist derzeit nicht der Fall, weder in Südafrika noch sonst irgendwo. Denn nehmen wir Tanzania als *best practice*-Beispiel, wo in den Primarschulen auf Kiswahili unterrichtet wird: Dort werden die eigentlichen lokalen Sprachen von Kiswahili ersetzt.

Welche Bedeutung hat eine Einrichtung wie PRAESA, die an der Universität angesiedelt ist, für die Bildungspolitik?

Ich würde sagen, daß PRAESA über die vielen Jahre eine ganz wichti-



Mit seinem ehemaligen Lehrer, dem österreichischen Germanisten und Vice-Chancellor der Universität Witwatersrand, Karl Tober

ge, ja sogar zentrale Rolle in der Sprachplanung, in der Formulierung der Sprachpolitik des Landes und insbesondere in der Schulsprachenpolitik einnahm. Wenn es überall Demokratien in Afrika gäbe und solche Instanzen wie PRAESA, dann könnten wir in Afrika rasche Fortschritte machen. Es gibt aber nur wenige Demokratien, und es gibt nur wenige solche NGOs, die das Können haben und auch den Willen, sich durchzusetzen.

Und wahrscheinlich auch die finanziellen Unterstützung oder?

Genau, die wir übrigens anfänglich von südafrikanischen Instanzen bekamen, sonst hätten wir nicht „überleben“ können. 1992 bis etwa 1996 sind

wir in erster Linie von südafrikanischen parastaatlichen Organisationen unterstützt worden, und erst danach wurden wir von ausländischen Quellen finanziert, hauptsächlich von der Ford Foundation, der niederländischen Botschaft, der österreichischen EZA und anderen, hauptsächlich europäischen Institutionen. In späteren Jahren haben wir dann auch zum Teil von der Regierung von Western Cape Gelder bekommen und sogar von der nationalen Regierung.

Und in welcher Form könnte PRAESA unter diesen Bedingungen eine Rolle spielen?

Die südafrikanische Regierung war damals am Anfang ganz anders, sehr offen, zwar ist sie es auch heute noch, aber immer weniger, würde ich sagen. Wir konnten wirklich gemeinsam debattieren, Ideen auf's Tapet bringen, da wurde alles diskutiert, und Leute wie ich, Kathleen Heugh, Carol Bloch und viele andere, die wirklich was von Sprachpolitik verstanden, wurden gefragt. Die damalige Regierung stützte sich auf uns, weil sie mit – sagen wir es ruhig so – weißen afrikaanssprachigen Spezialisten konfrontiert war und ihnen gegenüber keine Antworten hatte. Wir aber hatten Antworten, weil wir uns schon seit den siebziger und achtziger Jahren mit diesen Themen beschäftigt und die Sprachpolitik von anderen Ländern studiert hatten. Und wir waren ja alle Teil der Befreiungsbewegung.

Und heute braucht die Regierung dieses Wissen weniger?

Das würde ich nicht sagen, aber sie können sich mittlerweile auf Ausländer und verschiedene Expert/innen im Ausland berufen – halt, wenn sie es brauchen, genau wie man es damals

in Namibia gemacht hat. Obwohl sie sich von der Authentizität her gesehen lieber auf uns berufen würden, aber eben nur, wenn ihnen unsere Ideen und unsere Ideologien passen. Das ist zur Zeit in der Western Cape Province ganz interessant, dort soll dem muttersprachlich basierten Unterricht demnächst ein Ende gesetzt werden. Von der Provinzregierung wird argumentiert, daß er nicht funktioniert. Aber diese Regierung, auch die frühere ANC-Regierung, hat das ganz zielgerichtet nicht genügend finanziert, die Leute nicht richtig ausgebildet, die Ausbildungsprogramme nicht entsprechend konzipiert. Wir haben damals darauf hingewiesen, aber sie haben nicht auf uns gehört, obwohl wir in den vier Schulen, in denen wir als PRAESA Pilotprojekte durchgeführt haben, beweisen konnten, daß es funktioniert. Da nun die DA-Regierung dieses Programm beenden möchte, mobilisieren sich die isiXhosa-sprachigen Eltern in den Townships gegen die DA-Provinzregierung.

Wahrscheinlich wird es in den nächsten Monaten so sein, daß der ANC Schulsprachenpolitik ernst nimmt, weil er sie politisch ausschalten kann. Diese mephistophelische Dialektik ist sehr interessant, und wir fördern sie, es liegt ja in unserem Interesse, daß der ANC unsere Agenda endlich aufnimmt und sich – in diesem Fall gegen die DA – für muttersprachlichen Unterricht einsetzt.

Wir haben in Österreich auch eine intensive und politisch ausgeschlachte Diskussion um mehrsprachigen Unterricht. Können Sie der österreichischen Regierung drei Empfehlungen geben, wie wissenschaftliche Expertise und Politik gut zusammenarbeiten und wie Fehler vermieden werden können? Welche wären Ihre Hauptempfehlungen?

Das ist eine interessante Frage. Neulich hat der Chef des südafrikanischen Bildungsministeriums in einer wissenschaftlichen Konferenz gesagt, daß ihm in einem Gespräch mit uns klar geworden ist, daß das Ministerium in ständiger Kommunikation mit Forscher/innen bleiben sollte, weil wir auf Lücken nicht nur im System selbst, sondern vor allen Dingen in der Bürokratie hingewiesen haben, und weil wir Ideen liefern, wie man Sachen verbessern kann. Ich würde sagen, daß das meine erste Empfehlung wäre, also ein ständiger Dialog zwischen den Ministerien und Forscher/innen, vor allem denen, die sich tatsächlich mit den Fragen in den Klassenzimmern selber befassen, also nicht nur Leute, die sich rein akademisch damit beschäftigen – ich glaube, diese Einschränkung ist sehr wichtig.

Zweitens würde ich sagen, daß es ganz wichtig wäre zu verstehen, daß es keine monolinguale Staaten mehr gibt. Alle Staaten auf der Welt sind mehrsprachig, und es ist ein Menschenrecht, daß jeder seine eigene Sprache benutzen darf und vor allem soll. Unter dem Gesichtspunkt der Sprachenrechte von Menschen sollte eine mehrsprachige Politik gefördert werden. Und drittens, daß man wirklich gut ausgebildete Lehrkräfte braucht, um eine am Anfang relativ schwierige Sprachpolitik der Mehrsprachigkeit und des muttersprachlichen Unterrichts in die Praxis umzusetzen. Wenn die Leute nicht gut ausgebildet sind und dann dadurch der Erfolg ausbleibt, unterstützt das die konservative Argumentationslinie. Man muß also zunächst die Voraussetzungen schaffen, um dann wirklich beweisen zu können, daß es funktioniert.

Ein schönes Schlußwort! Danke für das Gespräch.

Joseph Kabila wiedergewählt

AmtsInhaber Joseph Kabila hat nach Angaben der nationalen Wahlkommission die (umstrittenen) Präsidentschaftswahlen am 28. November für sich entschieden. Wie der Vorsitzende des Gremiums, Daniel Ngoy Mulunda, in Kinshasa bekanntgab, entfielen 49% der Stimmen auf Kabila, 32,3% auf seinen langjährigen Rivalen, den Oppositionsführer Etienne Tshisekedi. Mit knapp 14 Millionen Wähler/inne/n betrug die Wahlbeteiligung 58,8%.

Neben Kabila, der seit der Ermordung seines Vaters Laurent-Désiré Kabila im Jahr 2001 regiert, hatten sich zehn Kandidaten um die Präsidentschaft beworben. Neben dieser Zersplitterung der Opposition dürfte auch die Änderung der Wahlordnung vom Frühjahr d. J. ausschlaggebend für den Wahlsieg des Langzeitpräsidenten gewesen sein (INDABA 69/11). Seine Inauguration ist für den 20. Dezember vorgesehen.

Die Partei des unterlegenen Tshisekedi, eines langjährigen führenden kongolesischen Politikers aus der Mobutu-Zeit (mit diesem allerdings zeitweise überworfen), bzw. auch andere Wahlverlierer erkannten das Resultat der Wahl allerdings nicht an. Bis 17. Dezember kann gegen dieses Berufung eingelegt werden, doch dürfte dies angesichts des Umstands, daß der Oberste Gerichtshof mehrheitlich mit Parteigängern Kabilas besetzt ist, kaum erfolgversprechend sein. Tshisekedi hat daher in seinen Stellungnahmen nach den Wahlen eine Mobilisierung seiner Anhängerschaft nicht ausgeschlossen, was von manchen als eine verdeckte Androhung von Gewalt interpretiert wird.

Tatsächlich waren die Wahlen von logistischen Problemen auf lokaler Ebene, der Abweisung von Millionen Wähler/inne/n und von häufiger Gewalt gekennzeichnet. Zwischen 26. und 28. November starben laut Angaben von *Human Rights Watch* mindestens 18 Zivilisten, die meisten davon bei der Auflösung einer Demonstration Tshisekedis in Kinshasa durch die Leibgarde des Präsidenten am 28. November.

daß diese barbarischen Akte im Ost-Kongo weitestgehend straflos bleiben, ist eine der wesentlichsten Ursachen für den endemischen Charakter der sexuellen Gewalt. Die staatliche Autorität wird nicht überall anerkannt, und selbst in Territorien unter der Kontrolle der Zentralregierung werden die vorhandenen Gesetze kaum durchgesetzt. Das Justizwesen des Landes ist wenig effizient und infolge häufiger Interventionen seitens politischer oder militärischer Autoritäten hoch politisiert. Sexuelle Gewalt wird zwar unter dem Militärstrafgesetzbuch als Verbrechen gegen die Menschlichkeit anerkannt, doch ge-

langt diese Bestimmung kaum jeweils zur Anwendung. Die meisten Fälle werden gar nicht angezeigt, oder – wenn doch – nicht untersucht.

Immerhin hat die Regierung in letzter Zeit einige Maßnahmen zur Verbesserung der Situation gesetzt. Die Ehefrau des Präsidenten, Olive Lembe Kabila, startete 2007 eine Sensibilisierungskampagne, und das zuständige Ministerium beschloß 2009 eine nationale Strategie, die von den Vereinten Nationen unterstützt wird.

der erwähnte Bericht der Gewerkschaften nimmt nun erstmals auch die „Handelspartner“ der ostkongolesi-

schen Warlords, die multinationalen Rohstoff- und Elektronikkonzerne, in die Pflicht. Gerade das Jahr 2011 war international durch eine starke Betonung der sozialen Verantwortung von Firmen geprägt: Im Mai beschloß der Ministerrat der *Organisation für wirtschaftliche Entwicklung (OECD)* ein Update der sog. Leitlinien für multinationale Konzerne, welches eine Sorgfaltspflicht der Unternehmen für die gesamte Lieferkette – also vom Bergwerk im Ostkongo bis zum Konsumenten in Europa – enthielt. Im Juni beschloß der *Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen* die teilweise noch weitergehenden Empfehlungen des UN-Sonderberichterstatters für Menschenrechte und Wirtschaft, John Ruggie. Diese sehen eine menschenrechtliche Verantwortung von Firmen vor. Diese sollten intern einen „human rights due diligence process“ installieren, um negative Auswirkungen ihrer Aktivitäten zu erkennen bzw. zu verhindern und so ihre Verantwortung für die Menschenrechte wahrnehmen zu können.

„Firmen, die in Konfliktgebieten wie etwa der DRC tätig sind, sind in Gefahr, zu Komplizen der Menschenrechtsverletzungen anderer Akteure zu werden“, erklären Burrow und Warda in ihrem Bericht. „Weil dieses Risiko sehr groß ist, müssen diese Unternehmen außerordentliche Maßnahmen ergreifen, um eine solche Komplizenschaft zu vermeiden. Wenn Staaten zu schwach sind, um den Menschenrechten zum Durchbruch zu verhelfen, und die wirtschaftliche Nachfrage nach Produkten aus diesen Staaten gleichzeitig anhält, besteht eine erhöhte Verantwortung für die dabei involvierten Firmen. Gerade die Elektronikindustrie, die Mineralien aus dem östlichen Kongo bezieht, steht diesbezüglich unter erhöhtem Legitimationszwang.“

Begriff heute noch unreflektiert und unkommentiert verwendet, transportiert – gewollt oder nicht – rassistische Bedeutungen.

Für sich selbst haben die verschiedenen Gruppen verschiedene Eigenbenennungen, zum Beispiel !Khung oder G/wi. Im Übrigen ist auch die Bezeichnung „San“, die heute gern verwendet wird, mitnichten politisch korrekt, denn auch dies ist eine abwertende Fremdbenennung und zwar von Seiten der Khoi, die sich als Viehzüchter den Jägern und Sammlerinnen überlegen fühlten und sich abgrenzen wollten.

Tatsächlich leben diese Bevölkerungsgruppen heute keineswegs im Einklang mit der Natur, aus dieser wurden sie längst vertrieben – Prozesse, die in der Kolonialzeit begannen und nach der Unabhängigkeit fortgesetzt wurden. Ihrer Wirtschaftsgrundlage sind sie beraubt, die Jagd ist ihnen verboten, und wenn sie heute in sogenannten *bushwalks* mit Lederlendenschurzen und nacktem Oberkörper auftreten, so ist das ihre Arbeitskleidung, die sie vor Dienstantritt angelegt haben.

Sie leben als wenig geachtete Landarbeiter an den Rändern der Siedlungen, halten ein paar Ziegen, stehen in allen Ländern auf der untersten Sprosse der sozialen Stufenleiter und haben kaum Aufstiegsmöglichkeiten. Am wöchentlichen Zahntag bevölkern sie zahlreich die lokalen Schenken, Alkohol scheint das einzige Exil, das ihnen verblieben ist – was sie in den Dörfern nicht beliebter macht.

In Zeiten der Globalisierung ist für Bevölkerungen kein Platz, die in aneignender Wirtschaftsform ihren Lebensunterhalt bestreiten. Dabei waren ihre Lebensentwürfe so gestaltet, daß manches davon Idealen entspricht, die im Westen bisher nie verwirklicht werden konnten. So war ihre

Gesellschaft geprägt durch egalitäre Strukturen – keine hierarchische Gliederung, keine Klassen, keine Schichten, keine Unterdrückten – und weitgehende Gleichheit der Geschlechter. Denn Frauen trugen durch das Sammeln von Früchten, Beeren, Nüssen, Samen, Wurzeln, Ameisen, Insekten, Würmern und dergleichen mehr als die Hälfte zum Lebensunterhalt bei. Diese Geschlechteregalität ist allerdings seit den Einflüssen der Kolonialzeit, des Christentums und auch der sie umgebenden Angehörigen anderer Ethnien heute nicht mehr im selben Ausmaß gegeben.

In den siebziger Jahren, als es noch Gruppen gab, die ihrer angestammten Lebensweise nachgingen, fanden Zeitverwendungsstudien heraus, daß wenig Streß und viel Muße zur Produktion von Wissen und von künstlerischen Ausdrucksformen führten, die nicht auf den ersten Blick sichtbar sind: Lieder, Geschichten, Tänze, Trance, Spiritualität, Heilung. Auch die teils jahrtausendealten Felsbilder im südlichen Afrika werden ihnen oder einer Vorgängerbevölkerung zugeschrieben.

Tatsächlich könnten wir von diesen Jägern und Sammlerinnen sehr viel lernen. Nachhaltiger Umgang mit Ressourcen war überlebensnotwendig, ein Gebiet wurde nur bejagt, solange die Bestände nicht gefährdet waren.

Materieller Besitz war nicht wichtig, denn er behinderte die Beweglichkeit, die oberstes Gebot war. Im Übrigen hat das Leben in unwirtlichen Gegenden zur Entwicklung von Kenntnissen geführt, über die die westliche Zivilisation bei aller Arroganz nicht verfügt, etwa ein hochspezialisiertes biologisches und medizinisches Wissen, das in der Pharmaindustrie nachgefragt ist. Deswegen sind sie auch

seit Jahrzehnten Opfer von Biopiraterie, gegen die sie kämpfen – David gegen Goliath, entrechtete Landlose gegen internationale Konzerne.

In Medienberichten werden die Hintergründe der Lebensbedingungen jener Menschen, die in den Tourismusdestinationen leben, selten thematisiert. Auch die Rolle des Westens, Fragen von Macht und ihrer ungleichen Verteilung werden nicht angesprochen – die Antworten würden die touristische Idylle trüben. Stattdessen bedient man lieber weit verbreitete Stereotype und stellt die sozialen Probleme als hauptsächlich selbstverschuldete Entwicklung dar. Der häufig zu lesende Hinweis auf den angeblichen Niedergang wirkt wie eine Aufforderung: Fahrt hin und schaut euch das an, bevor die alle ausgestorben sind!

Zwar bringt der Tourismus Geld in die Kassen von Reiseunternehmen und Reiseländern. Die Bereisten selbst sind aber diejenigen, die davon am wenigsten profitieren – auch wenn heute manche von ihnen davon leben, daß sie einen Blick in die Welt ihrer Vorfahren verkaufen und deren Gerätschaften als Souvenirs nachbauen. Folgenreicher als die Kommodifizierung von Kultur, deren finanzieller Aspekt ohnehin nur einigen wenigen zugutekommt, ist allerdings, daß diese Art von *Lifeseeing* Menschen als Herzeige-Volk instrumentalisiert und dadurch ihren Status – soziale Ausgrenzung und Perspektivenlosigkeit – verfestigt.

Susanne Oberpeilsteiner und Ingrid Thurner sind Mitarbeiterinnen der Initiative Teilnehmende Medienbeobachtung (www.univie.ac.at/tmb), Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien. Vgl. auch S. 26.

Pressefreiheit in Südafrika bedroht?



Von Adalbert Krims

Das südafrikanische Parlament hat am 22. November mit Zweidrittelmehrheit das neue „Gesetz zum Schutz von Staatsinformationen“ beschlossen. Journalisten, die aus geheimen oder vertraulichen Dokumenten zitieren, drohen bis zu 25 Jahre Haft – ebenso den „Informanten“. Aber nicht nur die Veröffentlichung, sondern schon der Besitz solcher Dokumente wird mit Strafe bedroht.

Friedensnobelpreisträger Erzbischof Desmond Tutu schrieb in einem Kommentar: *„Es ist für alle Südafrikaner beleidigend, ein Gesetz zu akzeptieren, das investigativen Journalismus unter Strafe stellt“*. Da Südafrika in Bezug auf seine demokratische Verfassung im allgemeinen und die Pressefreiheit im besonderen als international vorbildlich gilt, warnt die Organisation „Reporter ohne Grenzen“ davor, daß das Land durch das neue Informationsgesetz diese Vorbildfunktion verlieren könnte.

Die Regierung hingegen sieht das neue Gesetz als notwendige Ergänzung der Verfassung. Ohne gesetzliche Regelungen könne Südafrika leicht von *„Spionen oder Informationshändlern“* angegriffen werden, sagte Regierungssprecher Jackson Mthembu. Ähnlich steht es auch im Gesetz: Bestimmte Vorgänge müßten als Geheimnis klassifiziert werden, um *„die Sicherheit bestimmter Personen oder des ganzen Landes zu gewährleisten“*.

Kritiker des Gesetzes befürchten vor allem, daß damit Recherchen über Korruption, Finanzskandale und Vetternwirtschaft erschwert und die Öffentlichkeit nicht mehr ausreichend über derartige Mißstände informiert werden könnte. Zu den Kritikern gehören übrigens nicht nur die politische Opposition, der Journalistenverband, führende Tageszeitungen sowie Menschenrechtsorganisationen, sondern auch der Gewerkschaftsdachverband COSATU, der mit dem ANC und der Kommunistischen Partei in einer Allianz verbunden ist. COSATU warnte ausdrücklich vor einer *„Bedrohung demokratischer Rechte“*.

Besonders bemerkenswert ist die ausführliche Stellungnahme der Nelson-Mandela-Foundation (NMF). Sie weist darauf hin, daß die südafrikanische Verfassung das Recht jedes Menschen auf Zugang zu Informationen des Staates garantiert. Dieses Recht dürfe nur dann durch Gesetze beschränkt werden, wenn es um den *„notwendigen Schutz wichtiger Rechte und Interessen“* gehe. Dabei müsse es aber eine Balance zwischen den verfassungsmäßigen Rechten auf der einen und der nationalen Sicherheit auf der anderen Seite geben. Diese Balance sei aber im neuen Informationsgesetz verletzt, weil in ihm die Sicherheit des Staates einseitig über die Interessen der Öffentlichkeit gestellt werde. Für die Mandela-Stiftung widerspricht daher das neue Gesetz in einigen Punkten der Verfassung sowie dem Gesetz über den Schutz des Zugangs zu Information.

Mit der parlamentarischen Beschlußfassung des Gesetzes und der Unterzeichnung durch den Staatspräsidenten ist aber ohnehin noch nicht das letzte Wort über das „Gesetz zum Schutz von Staatsinformationen“ gesprochen, da verschiedene Organisationen den Gang zum Verfassungsgerichtshof angekündigt haben. Daß eine solche Verfassungsklage im Jahr des 100. Geburtstages des ANC eingebracht werden wird, ist an sich eine bittere Pille für die älteste Befreiungsbewegung des Kontinents. Aber das hat sich der ANC letztlich selbst zuzuschreiben, weil er in einer zentralen Frage der Demokratie, nämlich der Pressefreiheit, von dem Weg abweicht, den er jahrzehntelang im Interesse der Bevölkerungsmehrheit beschritten und durch die erste demokratische Verfassung des Landes schließlich auch durchgesetzt hatte.



Adalbert Krims ist Journalist in Wien. Er kommentiert für INDABA aktuelle entwicklungspolitische Trends.

Job. Die weit verbreitete Annahme, daß Gewalt, Prostitution und Drogen das Leben innerhalb der Mauern prägt, stimmt nicht. Wir fragen uns aber immer wieder, wo denn die vielen Bewohner/innen sind.

So schreiten wir durch weite Hallen und breite gewundene Treppen zur ausladenden Terrasse am Dach. Auf dem Weg erwidern Kinder und Erwachsene unseren Gruß, ganz selbstverständlich, so als würden wir durch die Straßen Beiras spazieren. Am Dach des Hotels angekommen können wir über den indischen Ozean und über die uns zu Füßen liegende Stadt blicken. Die Architektur dieses nun „grauen Elefanten“ ist immer noch beeindruckend, sie läßt sich jedoch nicht mit den riesigen Bergen an Müll und der für uns düsteren Stimmung in den dunklen Gängen und Hallen in Einklang bringen. Wie so oft in diesem Land taucht der Gedanke auf, daß man hier doch etwas machen könnte. Etwas später, wieder vor dem Hotel angelangt, entscheiden wir, daß wir etwas tun wollen.

Das Grande Hotel galt jahrelang als besetzt, wurde kurzfristig mit Polizeieinsatz geräumt, von den Bewohnern wieder besetzt und schließlich von der portugiesischen Eigentümergesellschaft der Stadt Beira geschenkt. So ist das Hotel jetzt verwaltungsmäßig wie ein Stadtteil Beiras organisiert.

Wir fragen am Eingang nach dem Chefe de Bairro und werden kurzerhand von einem älteren Herrn namens Antonio zu Carlos Carlos, dem 32-jährigen Secretario des Grande Hotel, geführt. Die Frau des Secretario bringt Sessel, Carlos selbst wird von Antonio aufgefordert, sich doch ein frisches Hemd anzuziehen, und so sitzen wir wenig später im Kreis und unterbreiten unsere Idee. Carlos findet diese einfach „maravilhoso“, wunderbar – und wir sollten diese doch gleich morgen Montag mit dem Secretario do Bairro (Bezirksvorsteher) besprechen, er würde uns den Zeitpunkt des Termins mitteilen.

Mit Rückrufen und Zusicherungen ist es in Moçambique so eine Sache, doch, welch Überraschung, sitzen wir am Montag um 16 Uhr bei Nelson Paulino Nhabande, dem Secretario de Bairro, und am Freitag um 9 Uhr beim Vereador de Gestao Ambiental (Stadtrat für Umweltmanagement), Jeremias. Die Stadtverwaltung will etliche Contai-

ner für unsere Reinigungsaktion zur Verfügung stellen und die Kosten für deren An- und Abtransport übernehmen. Etwa zwanzig Bewohner/innen des Hotels sollen gemeinsam mit Mitgliedern des Vereins UPC (*Unidos pela cidade*) einen breiten Lichtschacht und die große Terrasse von Müll befreien. Eine Woche später wird bei einem Gespräch mit



dem Bürgermeister von Beira, Daviz Simango, auch von höchster Stadtseite alles abgesegnet. Was fehlt, ist noch die Finanzierung für diese Arbeiten.

Es ist Dezember 2010, ein bewilligter Projektantrag würde zu lange dauern, und so entschließen wir uns, auf die weihnachtliche Spendenfreude unserer österreichischen Freunde und Be-

kannten zu bauen. Anfang Jänner haben wir 1.500 Euro, ca. 70.000 Meticaís. Bei unserer Berechnung, daß wir für jeden vollen Container 400 Meticaís (etwa 10 Euro) bezahlen, können wir schon einiges bewerkstelligen.

Unser Ziel bzw. unsere Hoffnung ist es, durch eine einmalige konzentrierte Reinigungsaktion die gesundheitliche Situation des Grande Hotel zu verbessern. Die Einwohner/innen sollten die von Abfall geräumten Flächen anderwärtig nutzen und in Zukunft ihren Müll in die vom Magistrat vor dem Hotel abgestellten Container entsorgen.

Wir besorgen Scheibtruhen, Schaufeln, Mistgabeln, Hacken, Geruchsmasken, Handschuhe und Säcke zum Abtransportieren des Mülls. Der Chefe des Grande Hotel macht eine Liste von 20 Arbeiter/inne/n, Senhor Mouzinho, der Obmann des Vereins UPC, eine Liste seiner Mitarbeiter/innen. UPC ist ein über eine freie Kirche organisierter Verein, der jeden Monat auf verschiedenen Plätzen der Stadt freiwillig Reinigungsaktionen durchführt. Seine Mitglieder sind Student/inn/en, die die Bewohner/innen des Grande Hotel nebenbei über die negativen Nebeneffekte des Mülls auf die Gesundheit beraten sollen. Eine längerfristige Zusammenarbeit ist zur Nachhaltigkeit des Projektes vereinbart. Besonders die Kinder im Hotel leiden unter Malaria, für deren Überträger der feuchte Abfall die ideale Brutstätte ist.

So reibungslos bis heute die Vorbereitungen vor sich gegangen sind, so schwierig gestaltet sich manches jetzt. Am 4. Jänner 2011 warten wir alle versammelt vor dem Grande Hotel vergeblich auf den Antransport der Container. Die zwanzig Bewohner des Hotels wollen nicht ge-

meinsam mit den Student/inn/en von UPC zusammenarbeiten und, viel wichtiger, den möglichen Lohn nicht mit ihnen teilen. Stadtrat Jeremias möchte statt der Bezahlung pro Container geringe Monatslöhne vereinbaren. Dies bewirkt unserer Erfahrung nach nur, daß kaum gearbeitet wird. Der Stadtrat möchte von uns weiters das Projektgeld ausgehändigt bekommen, einer seiner Beamten solle doch die Auszahlung der Löhne übernehmen. Wir stehen da und wissen nicht, wie uns geschieht. Zu oft mußten wir erfahren, daß Beamte, Präsident/inn/en von Organisationen das



Geld nicht an ihre Arbeiter bzw. Mitglieder weitergeben, gefälschte Berichte schreiben, einfach das Geld für sich verwenden – und so sind wir nicht bereit, die „Finanzhoheit“ aus unseren Händen zu geben. Wir fragen uns, ob die Bewohner des Hotels und die Vertreter der Stadt die Müllsituation wirklich verbessern möchten? Ginge es nicht um die Kinder des Hauses, so würden wir wohl die Beteiligten bitten, sich intern zu einigen. Unserer Erfahrung nach kann das sehr, sehr lange dauern.

Also warten wir. Wir stehen alle unter einem großen Baum vor dem Hotel, plaudern über dies und das und sind wieder mal überrascht, daß nach etwa 40 Minuten der Stadtrat den Bürgermeister anruft und bittet, ob er nicht kommen könne.

Senhor Simango – für alle eine Respektsperson – kommt nach drei Stunden, hört sich die einzelnen Positionen der beteiligten Gruppen an, denkt kurz nach und fällt folgendes Urteil: Die Arbeiter des Grande Hotel erhalten den vereinbarten Lohn. Die Student/inn/en von UPC arbeiten wie sonst freiwillig und gratis. Die Container kommen morgen Vormittag. Der Secretario de Bairro zeichnet gemeinsam mit uns auf einer Liste die Bezahlung der Arbeiter/innen gegen, und Birgit bezahlt. Der Bürgermeister dankt uns noch einmal für das Projekt und weist die Bewohner/innen

des Grande Hotel darauf hin, daß es immer noch ihr Müll ist, den sie nun gegen Bezahlung wegräumen dürfen, und daß sie deshalb dankbar sein sollten. Einstimmiges Kopfnicken.

Am nächsten Tag kommen die Container, die Arbeit beginnt, und der Secretario do Bairro klebt Zettel an die Wände, daß in Zukunft der Müll in den Containern, die vor dem Haus aufgestellt werden entsorgt werden muß. Und wir selbst haben wieder etwas über das Land und seine Leute gelernt.

In den folgenden sechs Wochen wird Müll der letzten zehn Jahre mühsamst mit Gabeln und Hauen in Scheibtruhen und Planen geladen und in die Container befördert. Für die Einteilung der Arbeiten und die Kontrolle der Werkzeuge sind drei Chefes des Grande Hotel, je nach Hausblock, verantwortlich. Doch die Chefes erscheinen nur punktuell, und so wird der Müll eine Woche später meist mit den Händen aus den Haufen gegraben, auf Säcke geladen und über Gänge und Stufen getragen, denn ein Großteil des Werkzeugs ist auf rätselhafte Weise verschwunden. Aber keiner der Arbeitenden beschwert sich. Es ist halt wie es ist. Jede Gruppe besteht aus drei bis vier Personen, hat einen Sprecher oder eine Sprecherin ausgewählt und erhält für das Beladen eines Containers 400 Meticais, also etwa 10 Euro. Ein Team braucht dafür cirka vier Stunden.

Auch wenn es immer wieder lange Diskussionen darüber gibt, ob der Container nun schon voll ist oder nicht, und oft mit dem Daruntermischen von Ästen versucht wird, die Arbeit zu erleichtern, ist es kein leicht verdientes Geld. Es ist schwer, den zum Großteil bereits verrotteten alten Müll, über die Jahre zusammengesunken, überhaupt aus dem in sich verflochtenen Geflecht aus Plastikketzen zu bekommen. Alles was noch irgendwie brauchbar erscheint, wird aussortiert. Besonders Metallstücke können beim chinesischen Alteisenhändler verkauft werden.

Überraschend ist für uns immer wieder, daß auf der einen Seite eine kleine Gruppe des Hotels eifrig arbeitet, um Geld zu verdienen, der restliche Teil der Bewohner/innen an dem ganzen Treiben aber relativ wenig Anteil nimmt. Manche fragen uns, warum wir das überhaupt machen. Andere hegen den Verdacht, daß wir denn Müll nur deshalb entsorgen möchten, um das Hotel an einen Investor verkaufen zu können. Wir selbst fühlen uns mit unseren Bemühungen oft mißverstanden. Wir möchten ja „nur“ die Bewohner/innen dabei unterstützen, etwas für sich selbst, für die Gesundheit ihrer Kinder zu tun. Der Lichtschacht und die Terrasse des Hotels sollen ja nicht für uns gereinigt werden, oder?

Besonders unangenehm ist die Arbeit auf der Terrasse im ersten Stock. Von den Balkonen darüber werden weiter-



Vor der Aktion...

hin Küchenabfälle, Abwasser und auch in kleinen Säcken verpackter Stuhlgang entsorgt. Der Aufruf über die Zettel des Secretario wirkt nicht wirklich, und auch Senhor Nhacabande nimmt dies gelassen zur Kenntnis. Der Weg zum nahen Strand, der normalerweise für die Bewohner/innen als Freilufttoilette dient, ist oft zu weit oder zu mühsam für die Dringlichkeit der Notdurft. Das Interesse, bessere hygienische Bedingungen und ein schöneres Umfeld zu haben, ist für zu viele nicht wichtig genug.

Zu glauben, ein jahrelanges Verhalten nur auf Grund einer Aktion zu verändern, wäre naiv. Darüber hinaus fehlen einfach die sanitären Einrichtungen und werden wohl im langsam verfallenden Grande Hotel auch in Zukunft nie vorhanden sein. Unser anfänglicher Enthusiasmus schwindet etwas. Während der Arbeiten kommen ein Journalist aus Deutschland und später ein Filmteam aus Portugal. Sie sind nicht die ersten. Die Location ist einfach interessant und gibt genug Stoff für eine Story in der „ersten Welt“. Die Bewohner/innen des Grande Hotel haben sich an diese punktuellen Besuche gewöhnt. Jedes Team zahlt eine kleine Gebühr an den Secretario und die Personen, die interviewt werden. Warum nicht etwas Geld mit den neugierigen *muzungos* oder – etwas negativer – *brancos* (beides Bezeichnungen für Weiße) verdienen. Und so müssen auch wir erkennen, daß auch unsere Aktion von vielen lediglich als eine Möglichkeit des Geldverdienens verstanden wird. Doch schließlich sind nach sechswöchiger Arbeit der Lichtschacht und die Terrasse sauber und 160 Container Müll entsorgt. Es scheint so, als wären wir darüber glücklicher als die Arbeiter/innen und Bewohner/innen. Wieder werden wir uns eines kulturellen Unterschiedes bewußt. Unser Ziel, etwas fertig machen zu wollen, unterscheidet sich deutlich von der Haltung vieler Moçambikaner, den Tag so zu leben, wie er nun mal kommt.

Um unserem Anspruch, daß die Müllentsorgungsaktion doch auch einen längerfristigen Effekt auf die sanitäre Situation des Hauses haben sollte, gerecht zu werden, versuchten wir nicht nur die Zusammenarbeit von UPC und dem Grande Hotel zu unterstützen, sondern realisierten auch einen Gesundheitstag im Juni 2011.

Mit finanzieller Unterstützung des *Welthilfeclubs Österreich* wurde in Kooperation mit der medizinischen Universität Beira die Galerie des Hotels für eine Informationsveranstaltung genutzt. 30 Student/inn/en der Medizin informierten über allgemeine gesundheitliche Hygiene, Ernährungshaushalt, Kräuter und Salben, Mundhygiene, Malaria oder Familienplanung. Die Mitglieder der UPC erläuterten noch einmal die Wechselwirkung von Müll und Gesundheit. Besonders die Kinder und Frauen waren an den Themen interessiert und plauderten mit den angehenden Ärzt/inn/en.

Zu unserem Leidwesen (und nicht dem der Bewohner/innen) ist die Terrasse zu diesem Zeitpunkt schon wieder mit Müll übersät. Es ist wieder mal, wie es ist. Die Stadt hat es verabsäumt, die versprochenen Müllcontainer aufzustellen – es gäbe leider derzeit keine Container, da das Geld fehlt. Das Leben im Grande Hotel geht seinen gewohnten Gang, wie es vor uns gegangen ist und nach uns gehen wird. Und manch Bewohner denken sich vielleicht, daß sie in absehbarer Zeit wieder durch ein ähnlich gelagertes Projekt die Möglichkeit haben werden, Geld zu



... und nachher

verdienen. Und wir, ja wir wenden uns wieder anderen Projekten in unserem Leben zu und haben die Hoffnung, doch ein paar kleine Samenkörner gesät zu haben.

Birgit Reiter, Toxikologin und Fotografin, und Volkmar Überacker, Forstwirt und Körpertherapeut, haben von 2009-2011 in Moçambique gearbeitet und leben nun wieder in Wien. Mehr Fotos unter: www.birgit-reiter.com

AEIOU

Alles Erdreich ist Österreich untertan

Stefan Müller, **In die weite Welt hinaus. Die tollkühnen Expeditionen der Österreicher** (Wien 2011). 157 S.

Hanne Egghardt, **Österreicher entdecken die Welt. Forscher – Abenteurer – Pioniere** (Wien-Graz-Klagenfurt 2011). 253 S.

Weihnachten kommt – und diesmal scheint es gute Konjunktur für die Entdeckungsgeschichte zu sein. Gleich zwei Bücher befassen sich, wenn auch in unterschiedlicher Weise, mit den „Expeditionen“ des alten Österreich nach Übersee – ein Topos der patriotischen Literatur, klassisch ausformuliert durch den NS-belasteten Geographen Hugo Hassinger im Jahr 1949. Wenn schon die kolonialistische Interpretation des Wahlspruchs Friedrichs III. – Alles Erdreich ist Österreich untertan – nicht in Erfüllung ging: Zumindest indirekt, durch ihre „Entdecker“, sei die Monarchie doch in aller Welt vertreten gewesen, habe nicht durch Eroberung, sondern durch „Wissenschaft“ ihren Stempel dem Erdball aufgeprägt. Ein Mythos, der zu einer der Lebenslügen der Zweiten Republik wurde.

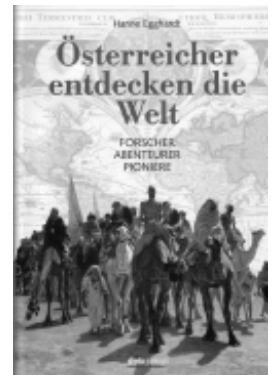
Die beiden neuen Bücher dieses Genres weisen unterschiedliche Zugänge auf und unterscheiden sich markant im Äußeren. Während Müllers Büchlein einfach gestaltet sowie sprachlich pointiert und mit kritisch-ironischer Distanz geschrieben ist, ist Egghardts Opus (Überarbeitung ihres Buches von 2000) zwar stilistisch oberlehrerhaft gehalten, besticht jedoch durch eine aufwendige graphische Gestaltung.

Noch stärker ist der Kontrast hinsichtlich der gewählten Perspektive: Egghardt geht es vor allem um eine Eulogie Österreichs: *„... ein privilegiertes Land: im Herzen der alten Mutter Europa gelegen... hat dies Land mutige Forscher und Entdecker hervorgebracht, die Bequemlichkeit, Sicherheit und oft auch eine bürgerliche Karriere zurückließen, um sich in die unbekanntesten Gegenden der Erde aufzumachen... gelang es, das Bild der Erde zu verändern. Dieses Buch ist ein Beitrag dazu, die Erinnerung an die großartigen Leistungen österreichischer Entdeckungsreisender wachzuhalten.“* (S. 7).

Fast wie eine Replik liest man demgegenüber in Müllers Vorwort: *„Der verstaubte, chronistische Ansatz – wo hingefahren, was entdeckt, wie weit Österreich vorangebracht – ist nicht genug. Die entpolitierte Erzählung als Ablauf von Resultaten mag angenehm sein, weil sie kaum Fragen aufwirft, vielleicht mag sie auf manchen Monarchiefreund sogar erhebend wirken. Sie ist aber vor allem zweierlei: nicht wahrhaftig und höchst langweilig.“* (S. 8).

Egghardts Buch ist im Prinzip biographisch aufgebaut, wobei die verschiedenen „Entdecker“ – das konnten Missionare, Touristen, Politiker, Wissenschaftler o. ä. sein, eine Definition wird nirgends geboten – nach Kontinenten oder Regionen zusammengefaßt werden; die Autorin verbleibt somit ganz im altertümlichen Hassinger'schen Schema. Müller hingegen bringt in relativ chronologischer Reihenfolge sieben Fallstudien von Expeditionen (Westindien, Brasilien,

Novara, Mexiko, Nordpol, Kongo, Rotes Meer) und eine achte, die sich mit „legendären Alleingängen“ befaßt und somit individualisierend gehalten ist. Im Gegensatz zur biographischen Zugangsweise ist es hier eher möglich, Projekte in ihrer Gesamtheit zu erfassen und die verschiedenen Interessenslagen im Hintergrund auszuloten. Darunter befanden sich in der Regel auch kolonialistische – eine Dimension, die bei Egghardt weitgehend ausgeblendet ist. Und während Egghardt bei ihren un-



zähligen Heroen den Dienst am „Fortschritt“ (Expansion des naturwissenschaftlichen Wissens, garniert mit ein bißchen Antisklaverei-Rhetorik) herausstellt, legt Müller seinen Zugang auf die Widersprüche der habsburgischen Überseeaktivitäten und ihr letztendliches Scheitern, wobei die Grenze zur Persiflage nicht selten überschritten wird.

Besonders traurig finde ich bei Egghardts Werk, daß die Autorin die in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten (oder so) erschienene Fachliteratur nicht zur Kenntnis nimmt, weder in Bezug auf die methodische Auswertung von Reiseliteratur noch mit Hin-

blick auf eine sozial-, wirtschafts-, wissenschafts- oder kolonialgeschichtliche Einordnung ihrer Lebensgeschichten. Die biographischen Daten, ohnehin nachzulesen bei Wikipedia, werden selektiert und geschönt. Etwa in einem langen Abschnitt über Rudolf Slatin (S. 132-142 – warum war der übrigens ein „Entdecker“??), wo über die Widersprüche seines Gefangenschaftsberichts, der vom britischen Geheimdienst zumindest mitverfaßt wurde, hinweggegangen wird. Details, die zum Narrativ der Autorin nicht passen (Slatins Harem am Hof des Khalifa, seine Funktion als Ausbilder der Truppen des Mahdi-Staats) werden einfach ausgeblendet.

Oder bei Rudolf Pöch (S. 63 f.), der „*Untersuchungen an Zwergvölkern ... [und an] den Buschmännern*“ vornahm: Seine unethischen Methoden, die zur Restituierung der menschlichen Überreste von Aborigines an Australien geführt haben und zur Rückgabe ebensolcher von San an Südafrika führen werden, bleiben unerwähnt. Gerade darum drehte sich aber die Pöch-Debatte in den vergangenen Jahren (von INDABA regelmäßig berichtet). Oder bei Oscar Baumann, bei dessen Aufenthalt in Rwanda und Burundi die Gemetzeln an der Zivilbevölkerung, die von Jean-Pierre Chrétien 1968 aus Oraltraditionen mitgeteilt wurden, unerwähnt bleiben (die letzte – und einzige – Spezialliteratur zu Baumann, die von Egghardt zitiert wird, stammt aus dem Jahr 1900 [!]). „*Die großen Leistungen österreichischer Forscher und Entdecker sind zu Unrecht vergessen*“, schreibt der Klappentext. Daß der Stellenwert, den dieselben im Getriebe des europäischen Kolonialismus wirklich einnahmen, *vergessen bleibt*, scheint mir freilich eher die Intention dieses Buches.

■
■
Walter Sauer

... sadocc news ...

Stadtentwicklung Johannesburg. Kompetente Referentinnen und Referenten, aber auch ein interessiertes Publikum trugen zum guten Gelingen des 1. SADOC-Symposiums, durchgeführt von der Elfriede Pekny-Gesellschaft zur Förderung von Southern African Studies in Österreich, am 18. und 19. November 2011 bei.



Die Transformation der südafrikanischen Metropole seit dem Ende der Apartheid stellte der südafrikanische Stadtplaner und Stadtgeograph **Phil Harrison** (University of Witwatersrand) in den Mittelpunkt seines großangelegten Vortrags. **Debra Steiner** (in Vertretung des südafrikanischen Botschafters) und der grüne Wiener Kommunalpolitiker **Christoph Chorherr** kommentierten aus ihrer Sicht – eine engagierte Diskussion folgte.

Architektonische Impulse aus Österreich präsentierten am Vormittag des folgenden Tages die Wiener Architektinnen **Anna Lindner** und **Katharina Zerlauth** sowie die Professoren **Peter Fattinger** (TU Wien) und **Peter Nigst** (FH Kärnten). Dabei standen von heimischen Studierenden realisierte Bauwerke in Johannesburger Townships bzw. ein Planungsvorschlag für eine zentrumsnahe Region im Mittelpunkt. Kritische Kommentare von Phil Harrison bezogen sich auf

Nachhaltigkeit, das Verhältnis zu lokalen gesellschaftlichen Strukturen, die Einbindung in kommunale Strukturen oder die Angepaßtheit von verwendeten Baumaterialien.

Österreichische Künstler/innen in Johannesburg – so die Thematik am Nachmittag. Die Kulturwissenschaftlerin **Marietta Kesting** (Max-Planck-Institut Göttingen) stellte *Howzit?*, ihren Dokumentarfilm über Hillbrow und Dainfern, vor. Der Wiener Maler und Kulturvermittler **Walter Stach** berichtete über sein Projekt *Arts on Main and Mainstreet Life* im Stadtteil Maboneng, das anlässlich der Fußball-EM 2008 durchgeführt wurde. Einen weiteren Höhepunkt und zugleich Abschluß des Symposiums bildete eine Videoskype-Konferenz mit dem österreichischen Künstler **Markus Neustetter** in Kapstadt, der über die aktuelle Kulturszene Johannesburgs informierte.

„**Women in Need**“ und **Recycling**. Mit Strategien zur Abfallvermeidung und -verwertung im entwicklungspolitischen Kontext befaßte sich die diesjährige gemeinsame Tagung der Stadt Wien und der *Südwind-Agentur* im Rathaus am 6. 12. 2011. Neben Vorträgen zu nachhaltiger Abfallwirtschaft referierte u.



a. der Umweltjournalist **Mike Anane** aus Ghana („Europas Elektromüll“). Eine der entwicklungspolitischen Fallstudien wurde von SADOC-Vorstandsmitglied **Lydia Dyk** (Bild) vorgestellt – nämlich die Aktivitäten des *Women in Need*-Projekts im Bereich des Recycling von Leder. Das Referat stieß auf großes Interesse.

Irmi Maral-Hanak 1967-2011

Beim Vortrag zweier Blumenarbeiterinnen aus Tanzania in der SADOCC-Bibliothek fungierte Irmi Hanak im März 2002 als Dolmetscherin. Daß sie selber einmal bei uns referiert hätte, dazu ist es leider nicht gekommen. Am 27. August 2011 erlag Irmi ihrer schweren Krankheit. Ein Nachruf von Ingeborg Grau.

Welttoffenheit, Forschungsinteresse und Anteilnahme am Leben von Menschen, aber auch Wachsamkeit gegenüber angemaßter Autorität zeichneten Irmi schon in jungen Jahren aus. Ein mehrmonatiger Aufenthalt in Kenya 1983, als 16-jährige im Rahmen eines Schüleraustauschs, hinterließ in ihr einen bleibenden Eindruck und weckte ihr Interesse an Strategien von Menschen, sich aus Abhängigkeiten zu befreien. Noch im selben Jahr unternahm sie eine Besuchsreise zu Entwicklungsprojekten in Kenya und Tanzania. Ostafrika blieb von da an im Zentrum ihres sozialen Engagements und ihres wissenschaftlichen Interesses.

In den Sommermonaten 1985, kurz vor Beginn ihres Studiums der Afrikanistik an der Universität Wien im selben Jahr, arbeitete sie an einem Aufstellungsprojekt im Norden Tanzanias mit und besuchte österreichische Entwicklungsprojekte in Kenya. Die Verbindung von Sprache (Swahili), Gesellschaft und Geschichte Ostafrikas und ihr kritischer Zugang zu Entwicklungspolitik finden sich konsequenterweise von Beginn an in der von ihr gewählten Fächerkombination. Ihr Diplomstudium schloß sie 1989 ab mit der Arbeit, *„Ideologischer Anspruch und Realität: die Biographie einer tanzanischen Politikerin als sozialgeschichtliches Dokument.“* Darin zeigte sie die Doppelgesichtigkeit von politischer Emanzipation am Beispiel des Zugangs zu politischen Ämtern für

Frauen in Tanzania, da der dafür nötige Freiraum oft nur unter Zuhilfenahme von Hauspersonal, damit häufig zu Lasten von Frauen, möglich wurde.

In den Folgejahren arbeitete sie an ihrer Dissertation und lehrte ab 1991 als Universitätslektorin für Swahili und Angewandte Sprachwissenschaft am Institut für Afrikanistik. Einer ihrer Forschungsaufenthalte führte sie nach Tanzania/Zanzibar und diente der Beobachtung und Analyse kommunikativer Prozesse in Verfahren am islamischen Familiengericht. In ihrer Dissertation, die sie 1994 unter dem Titel *„Gericht – Sprache – Macht. Überlegungen zur Realisierung von Dominanzverhältnissen in und durch sprachliche Kommunikation am Beispiel des Familiengerichts in Zanzibar“* publizierte, hinterfragte sie ein Wissenschaftskonzept, das insbesondere muslimische Frauen aus wirtschaftlich benachteiligten Regionen einseitig nicht als Handelnde, sondern als Opfer wahrnimmt (INDABA 06/95).

In Forschung und Lehre galt ihr Interesse dem Aufdecken asymmetrischer Macht- und Genderverhältnisse, wie etwa im alltäglichen Kontakt zwischen Frauen, in sprachlichen Strategien bei Gericht, vor allem aber in der Entwicklungszusammenarbeit zwischen Nord und Süd. Mittels Analyse sprachlicher Kommunikation deckte sie Prozesse der Ungleichheit auf und machte sie sichtbar. Dadurch vermochte sie es, Menschen dafür zu sensibilisieren und Wege zur Überwindung von Asym-

metrien aufzuzeigen. Besonders deutlich wird dies in ihrer 2009 publizierten Habilitationsschrift *„Language, Discourse and Participation: Studies in*



Donor-Driven Development in Tanzania“. In einem Teil ihrer Arbeit widmete sie sich etwa dem Stellenwert sprachlicher Präferenzen bei ausgewählten Projekten in Tanzania. Bereits mit der Sprachwahl der beteiligten Akteure, Swahili oder Englisch, wird die Ungleichheit der Machtverhältnisse zwischen EntwicklungsarbeiterInnen aus dem Norden und den Menschen vor Ort offenkundig, da auf Management- und Entscheidungsebene Englisch bevorzugt wird. Damit werden die Menschen, um die es eigentlich gehen sollte, weitgehend von Informationen und Entscheidungsfindungsprozessen ausgeschlossen (INDABA 64/09).

Irmis Leben zeigt, daß es ihr tatsächlich gelang, ihre Welttoffenheit, ihre

Forschung und Lehre und ihr Engagement für Studierende, Freunde und Freundinnen mit ihrem Familienleben schöpferisch zu einer Einheit zu verbinden. Seit 2003 war sie mit Ertürk Maral verheiratet und wurde begeisterte Mutter von zwei Mädchen. Gerade der Rückhalt in ihrer Familie gab ihr zusätzlich Kraft, sich wissenschaftlich zu profilieren. Irmis Maral-Hanaks Einsatz in Forschung und Lehre trug auch wesentlich zur Konturierung des *Instituts für Afrikawissenschaften* und des Projekts *Internationale Entwicklung* bei. Sie war darüber hinaus unter anderem in der Redaktionsarbeit des *Journals für Entwicklungspolitik (JEP)* engagiert und war Mitbegründerin und Mitarbeiterin der *Stichproben – Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien*.

Als außerordentliche Universitätsprofessorin für Afrikanistik und Entwicklungsforschung standen ihr neue Wege offen, um ihre Ideen für Kooperationen innerhalb und außerhalb der Universität Wien umzusetzen. Ihre schwere Krankheit, gegen die sie so lange tapfer ankämpfte, machte vieles davon nicht mehr möglich und entriß sie ihrer Familie, die sie so sehr gebraucht hätte.

Irmis Tod hat in Fachkreisen, unter Kolleg/inn/en, Studierenden, Diplomand/inn/en und Freund/inn/en Bestürzung und Trauer hervorgerufen. Ihr Leben hat aber bleibende Spuren hinterlassen, nicht nur in ihren zahlreichen Publikationen, sondern auch in der Erinnerung der Menschen, denen sie ihre Zuwendung und Freundschaft geschenkt hat. Dazu gehört auch, daß wir, die wir mit ihr vieles teilen durften, in Zukunft immer wieder denken werden: Dieses Buch hätte Irmis sicher interessiert; diesen Vortrag hätte Irmis sich wohl angehört... Gerade darin bleibt sie für uns auch in Zukunft präsent.



Forum Südliches Afrika

Donnerstag, 12. Jänner 2012, 19.00 Uhr

Albie Sachs

Are the Beautiful People Born? The South Africa we envisaged during the struggle, and the South Africa of today

A personal reflection on the ideals of the struggle, its achievements and the problems that the country is faced with today.

Albie Sachs was active from the age of 17 in the resistance to apartheid, first imprisoned and later blown up by a bomb placed in his car by South African security agents. He became a leading member of the Constitutional Committee of the ANC during the period when the new democratic constitution – with a progressive and comprehensive Bill of Rights – was adopted. After the first democratic election in 1994 he was appointed by President Nelson Mandela to serve on the newly established Constitutional Court. He retired in 2009.

*Eine Veranstaltung zum 100. Gründungsjubiläum des
African National Congress*

Mit Unterstützung der Austrian Development Agency

Ort: Bruno Kreisky-Forum, 1190 Wien, Armbrustergasse 15

Donnerstag, 19. Jänner 2012, 16.30-18.00 Uhr

**Angelo Soliman –
Ein Afrikaner in Wien**

Die Biographie des wohl berühmtesten schwarzen Österreicherers der älteren Geschichte, seine Karriere vom Sklaven zum Hausbesitzer und Freimaurer und die Schändung seiner Leiche durch die habsburgischen Behörden sind ebenso Thema dieser bedeutenden Ausstellung des Wien Museums wie die Entwicklung von Afrikavorstellungen, von Rassismus und Solidarität. Eine Führung mit Univ. Prof. Dr. Walter Sauer (pünktlicher Beginn wegen Schließzeit des Museums).

Ort: Wien Museum, 1040 Wien, Karlsplatz

**Einladungen zu weiteren Veranstaltungen im
Rahmen des Forums Südliches Afrika erhalten
SADOCC-Mitglieder laufend zugesendet.**